

URBANUS

1770—1970

Gründung — Entwicklung — Zerstreuung der oberschlesischen Gemeinde Anhalt

Im katholischen Heiligenkalender ist der 25. Mai der Tag des heiligen Urbanus, des ersten der acht Päpste dieses Namens, der im Beginn des dritten Jahrhunderts als Märtyrer gestorben sein soll und später heilig gesprochen wurde. Am Urbanustag 1770 überschritt ein Exulantentreck von mehr als dreihundert Personen in einer langen Kolonne von mehreren hundert Wagen, gesichert durch eine Abteilung preußischer Husaren, bei Miedzna, 8 km östlich Pless, die Weichsel. Sie kamen aus dem Dorf Kozy, 5 km östlich Bielitz-Biala, das ursprünglich Seibersdorf genannt wurde und mit den Dörfern Alsen (Halznów), Schreibersdorf (Pisarzowice), dem Flecken Wilmesau (Wilamowice) und anderen Orten im Beskidenvorland zwischen Bielitz und Auschwitz im Zuge der deutschen Ostkolonisation des 13. Jahrhunderts gegründet wurde, und hatten, als sie die Weichsel erreichten, einen Weg von 15 km und polnisches Herrschaftsgebiet hinter sich. Mit dem Überschreiten der Weichsel befanden sie sich auf preußischem Boden. Sie lagerten und hielten nach mündlicher Überlieferung einen Dankgottesdienst, dann richteten sie sich zur Nacht ein. Am anderen Tage zogen sie 20 km weiter nach Norden, über Boischow, Altberun und Lenzin nach dem Vorwerk Kielpow. Es gehörte dem damaligen Besitzer der Standesherrschaft Pless, dem Fürsten Friedrich Erdmann von Anhalt-Coethen, und war ein Teil des fürstlichen Gutes Lenzin. Es war Schafweide gewesen, der große Schafstall und eine Scheune standen leer. In beiden fanden die 64 Familien der dreihundert Exulanten eine provisorische Unterkunft. Das Land wurde parzelliert und mit dem Bau der Häuser begonnen. Sechs Jahre dauerte es, ehe die letzten Familien Scheune und Schafstall verlassen konnten. Erst 1776 war der Aufbau der „Kolonie Anhalt“ vollendet.

Es sind viele Exulantentrecks über den schlesischen Boden gezogen, ins Land hinein und aus dem Lande heraus. Die Ursachen dafür liegen in den mit Reformation und Gegenreformation aufgebrochenen geistigen Kräften ebenso wie in politischen Veränderungen und im tiefgehenden religiösen Gefühl des schlesischen Stammes und seiner oft hervortretenden konfessionellen Standfestigkeit. Der Exodus der dreihundert reformierten Seibersdorfer und ihr Übertritt ins Preußische gehört unter die letzten Aufbrüche dieser Art. Nach ihm waren es im 19. Jahrhundert noch die Zillertaler und die Altlutheraner, die die Heimat aufgaben, um die Freiheit des Glaubens zu bewahren.

Der Urbanustag von 1770 hat eine legendäre Vorgeschichte, die von dem Anhalter Pastor Karl Wunster ausführlich aufgezeichnet wurde¹⁾, und die in Anhalt selbst wie auch in Kunzendorf bei Bielitz noch 1930 erzählt wurde²⁾. Als in Seibersdorf, das um 1550/60 der Reformation zufiel — und zwar nach dem Vorgang des Gutsherrn ihrer calvinistischen Ausprägung — um 1650 die Gegenreformation ihren Einzug hielt, begann für die reformierte Gemeinde eine lange Zeit schwerer Bedrückungen, nicht nur konfessioneller, sondern auch wirtschaftlicher Natur. Über sie gibt es zahlreiche sichere Zeugnisse zeitgenössischer Schriftsteller und aktenmäßige Bekundungen. Als Schlesien 1740/42 preußisch wurde und Friedrich der Große den Evangelischen in Schlesien neue Möglichkeiten kirchlichen Lebens in voller Freiheit des Glaubens bot, keimte in den Seibersdorfern eine Hoffnung auf. Die alte Legende bezieht sich auf diese ersten Jahre nach Friedrichs Einzug in Schlesien. Karasek hat sie wie folgt notiert:³⁾

„Unter all den bedrückten Menschen war ein Mädchen, Eva Mandzla, die hatte eines Tages beim Gebet eine merkwürdige Erscheinung. Sie sah in ihrer Kammer auf dem Tisch das Evangelienbuch liegen, und aufgeschlagen war die Stelle aus Matthäus: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Über dem Ganzen erstrahlte im hellsten Glanze der Name „Urbanus“. Voll Freude über dieses Zeichen vom Himmel erzählte sie ihren Glaubensgenossen davon bei einer heimlichen Zusammenkunft im Walde, und alle wurden wieder

¹⁾ K. Wunster, Oberschlesien, wie es in der Sagenwelt erscheint, Liegnitz, 1825. — Sehr selten, die Univers. Bibl. Breslau besaß um 1930 ein Exemplar.

²⁾ A. Karasek-Langer, Sagen der Beskidendeutschen, 1930, Wolff, Plauen.

³⁾ Nr. 546 bei Karasek-Langer.

mutig wie Eva Mandzla und warteten gespannt auf den Urbanitag. Aber er ging vorüber, ohne daß Rettung kam. So ging es viele Jahre, und den Seibersdorfern wurde es immer schwerer, an Hilfe zu glauben. Fast dreißig Jahre waren seit jenem Tage der Urbanuserscheinung vergangen, aber Eva Mandzla verlor die Hoffnung nicht. Sie hatte inzwischen geheiratet und einen Sohn bekommen, und als der katholische Pfarrer ihm ungebeten den Namen Urbanus gab, da glaubte sie mit neuem Mut daran, daß dieser Name den Seibersdorfern noch Glück bringen werde. An einem Urbanitag wurde der Sohn in Pless konfirmiert. Dorthin ins Preußische mußten die Evangelischen gehen, um einen Priester ihres Glaubens zu finden. Aber von dorthier ist für sie endlich auch die Rettung gekommen.“

In der Tat war es der Urbanustag 1770, an dem die Seibersdorfer nach Preußen kamen und in der Folge die Kolonie Anhalt gründeten. Eva Mandzla soll es gewesen sein, die sie am Abend dieses Tages zu Gebet und Lobgesang aufforderte, eine jugendliche Prophetin, deren Name, solange Anhalt bestand, immer wieder in der Gemeinde erwähnt wurde, und die wiederholt Anlaß zu schriftstellerischen Bemühungen bot⁴⁾). Aber sie ist sicher eine legendäre Figur. Es gibt kein schriftliches Zeugnis über sie. Wäre sie eine historische Person, so könnte das erste, mit 1770 beginnende Anhalter Kirchenbuch nicht vollständig über sie schweigen.

Da jener Urbanustag des Jahres 1770, der den Seibersdorfern nach einem Jahrhundert der Glaubensbedrückung das Tor zur Glaubensfreiheit öffnete, sich nun zum zweihundertsten Male jährt, und da ja in diese zweihundert Jahre die Gründung der Gemeinde Anhalt, ihre Entwicklung und ihre gewaltsame Zerstreung in alle Winde fällt, so dürfte es Verständnis finden, wenn in diesem Jahrbuch die Geschichte der Gemeinde Anhalt und ihre Seibersdorfer Vorgeschichte in ihrem spannungsreichen Verlauf bis zum bitteren Ende der Vertreibung aus Schlesien erzählt und festgehalten wird. Das um so mehr, als die ausführliche Darstellung der Geschichte dieser Gemeinde, die

⁴⁾ Z. B. schrieb G. A. Treutler, 1911–1920 Pastor in Anhalt, um 1925 ein dramatisch wirkendes Bühnenstück „Urbanustag“, das m. W. leider nicht gedruckt wurde. — V. Kauder schrieb eine novellistische Erzählung „Eva Mandzla“ in „Die Heimat“, Zeitschr. f. d. ostdeutsche Haus, Bielitz 1926, Okt.- u. Dzb.-Heft.

1932 erschien, seit Jahren vergriffen und nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden ist.⁵⁾

So soll also hier möglichst zusammengefaßt berichtet werden über I. die Vorgeschichte der Gemeinde und die Auswanderung aus Seibersdorf, II. den Aufbau der Kolonie Anhalt, III. die Anlage der Tochterkolonie Gatsch, IV. die wirtschaftliche Entwicklung der Gemeinde, V. Patrone, Pastoren, Lehrer, VI. das kirchliche Leben in der Gemeinde, VII. Minderheitenschicksale, VIII. Volkskundliches, IX. die Zerstreuung, X. 1970 — das Bild der Gegenwart.

I.

Die Vorgeschichte der Gemeinde und die Auswanderung aus Seibersdorf

Man hat viel Scharfsinn darauf verwandt, die Vorgeschichte der Exulanten von 1770 zu klären. Sind sie seit der Gründung von Seibersdorf dort ansässig gewesen, oder später zugewandert, etwa im Zusammenhang der Wanderzüge der böhmisch-mährischen Brüder, oder als der Dreißigjährige Krieg und die ihm in Schlesien folgenden Kirchenwegnahmen zu weitgehenden Verschiebungen der Bevölkerung führten? Auch in die Gegend um Bielitz sind damals Lutheraner wie Calvinisten eingewandert.⁶⁾ Es erübrigt sich, hier alle Theorien, die die Chronisten aufgestellt haben, zu untersuchen. Die Frage darf als gelöst gelten, nachdem Alfred Karasek-Langer 1930 durch vergleichende Volkskundeforschung nachgewiesen hat, daß Mundart, Sage, Volkslied, Volkstanz, Volkstracht der Anhalt-Gatscher Sprachinsel eine solche Übereinstimmung mit dem volklichen Erbe der Deutschen des Beskidenvorlandes zeigen, daß man die Vorfahren der Anhalter unter den Siedlergruppen suchen muß, die im 13. Jahrhundert in das Beskiden-

⁵⁾ A. Wackwitz, die deutsche Sprachinsel Anhalt-Gatsch in Oberschlesien in ihrer geschichtlichen Entwicklung, 1932, 290 S. Verl. G. Wolff, Plauen i. Vogtld. — Das Buch befindet sich z. B. in den Univers.-Bibliotheken Tübingen und Ostberlin, in der ostdeutschen Bücherei der Stadt Herne i. W., im Forschungsinstitut für deutsche Sprache bei der Univ. Marburg, bei der Oberschles. Studienhilfe in Augsburg, im Pfarrhausarchiv Wittenberg/Elbe, in d. Deutschen Bücherei Leipzig und an einigen anderen Stellen.

⁶⁾ Pfarrarchiv der evgl.-augsb. Kirche in Biala, handschriftl. Chronik von 1766, gedruckt bei Kolatschek, Gesch. d. evgl. Gemeinde Biala, Teschen 1860. — Vergl. auch H. G. Bernstein, Deutsche Zeitschr. f. christl. Wissenschaft u. christl. Leben, herausg. Hollenberg, Berlin 1861.

vorland beiderseits Bielitz einzogen, nachdem das Gebiet durch die Mongolen verwüstet und entvölkert war. In einem Pfarreienverzeichnis des Archipresbyterats Auschwitz wird zum Jahre 1386 erstmals der Ort Seibersdorf erwähnt; wie es scheint, wurde er anstelle des zerstörten slawischen Dorfes Kozy neu gegründet, von dem die Mongolen nur zwei Ziegen übrig gelassen haben sollen.⁷⁾ Sicher war es einer der Piasten, ein Herzog von Oppeln und Ratibor, der die deutschen Siedler zum Wiederaufbau ins Land rief. So entstanden, bzw. bevölkerten sich wieder die Städte Saybusch (Zywiec), Liebenwerda (Kenty), Frauendorf (Wadowice), die Dörfer Wilmesau (Wilamowice), Batzdorf (Komorowice), Kunzendorf (Lipnik), Ludwigsdorf (Lodygowice), Schreibersdorf (Pisarzowice), Alzen (Halsnow), und neben anderen eben auch Seibersdorf (Kozy). Sie alle hatten von ihren Anfängen an geschlossene deutsche Bevölkerungen oder doch starke deutsche Mehrheiten. Erst im Laufe der Jahrhunderte drangen polnische Sprache und polnisches Volkstum wieder vor. Fast siebenhundert Jahre hielt sich im österreichischen Schlesien das Deutschtum in der Stadt Bielitz und vielen Dörfern westlich der Stadt als eine geschlossene Gruppe, während es im polnisch-galizischen Gebiet östlich Biala immer mehr zurückgedrängt wurde. Mundart, Sage, Volkslied und andere volkstümliche Elemente hielten sich freilich auch hier noch lange an vielen Stellen. Die Seibersdorfer nahmen sie 1770 mit über die preußische Grenze, in Kunzendorf und einigen Nachbardörfern fand Karasek um 1930 noch viele Spuren, und in Wilmesau haben sogar polnische Wissenschaftler sich mit der Mundart der Bewohner befaßt, die bis in unser Jahrhundert hinein sich erhielt.⁸⁾ Die Mundart der Anhalter ist der von Wilmesau so gut wie gleich, und dies ist ebenso wie die urkundlich belegbare Tatsache, daß fast alle Anhalter Familiennamen sich schon jahrhundertlang in Bielitz und im ganzen Beskidenvorland nachweisen lassen, Beweis genug dafür, daß die Anhalter genealogisch und historisch zur Ostkolonisation des 13. Jahrhunderts gehören.

Dabei braucht nicht ausgeschlossen zu werden, daß etwa im oder nach dem Dreißigjährigen Krieg vereinzelt evangelische Emigranten ins Bie-

7) A. Theiner, *monumenta Poloniae* . . . Rom 1860: *ecclesia de duabus capris seu Siffridi villa*. Das poln. Wort Kozy bedeutet Ziegen.

8) O. J. Latosinski, *monografia miasteczka Wilamowic*, Krakow 1909, auch Kleczkowski, *dialekt Wilamowic w zachodniej Galicji*, Abhandlg. d. Krakauer Ak. d. Wiss., I Krakau 1930, II Posen 1931. — Ein „Wörterbuch der deutschen Mundart von Wilamowic“ von Mojmir-Kleczkowski ist 1930 in Krakau erschienen.

litzer Gebiet und auch nach Seibersdorf gekommen sind. Auch als die Kolonie Anhalt schon gegründet war, hat die kleine deutsche Sprach- und Volksgruppe immer wieder Zuwanderer aus den evangelischen Dörfern zwischen Pless und Teschen oder von weiter her an sich gezogen und durch Heirat sich assimiliert, so daß von einer Degeneration, die ihr manchmal nachgesagt wurde und die durch ihre lange Abgeschlossenheit in ausgedehnter polnisch-katholischer Umgebung entstanden sein sollte, keine Rede sein kann.

Schwieriger als das Problem der Zuordnung der Anhalter Vorfahren zur Ostkolonisation des 13. Jahrhunderts ist die Frage zu beantworten, woher d. h. aus welchem Teilgebiet des mittelalterlichen deutschen Volksraumes die Siedlergruppen damals in das Beskidenvorland südlich der Weichsel und ins Bielitzer Gebiet gekommen sind. Auch hier gibt es der Theorien genug.

Wahrscheinlich handelt es sich dabei um sehr komplexe Vorgänge und sehr verschiedene Herkunftsräume. Sicherlich wird man die Besiedlung des Beskidenvorlandes im Zusammenhang mit der Besiedlung Schlesiens und besonders Oberschlesiens sehen müssen. W. Jungandreas⁹⁾ führt die Herkunft der Siedler aufgrund mühevoller Mundartvergleiche auf Thüringen und Obersachsen zurück und nimmt für das Bielitzer Gebiet eine älteste Siedlerschicht aus rheinisch-mittelfränkisch-niederdeutscher Abkunft an.¹⁰⁾ Stammesgeographisch gehören die Deutschen im Beskidenvorland zu den Schlesiern, und ihre Mundart weist unzweifelhaft nach Schlesien. Sie läßt sich als ein auf früher Stufe stehengebliebener schlesischer Gebirgsdialekt charakterisieren.

Ihren Grund hatte die Auswanderung der dreihundert Seibersdorfer im Jahre 1770 nachweislich in konfessioneller und sozialer Bedrückung. Wie überall war auch hier das freie Bauerntum der Gründungszeit in gutsherrliche Abhängigkeit und Untertänigkeit geraten. Nachdem am Ende des 16. Jahrhunderts der Gutsherr des Dorfes, ein polnischer Adliger von Rusocki, zum Calvinismus übergetreten war und die Dorfbewohner ihm gefolgt waren, lebte die reformierte Gemeinde fast hundert Jahre unangefochten in dem neuen Glauben, wie auch einige

⁹⁾ W. Jungandreas, *Besiedlungsgesch. Schles. und Entwicklungsgesch. der schles. Mundart*, Breslau 1928.

¹⁰⁾ Wie verwickelt und verschiedenartig die Siedlungsvorgänge sich abspielten, zeigt W. Kuhn, *Siedlungsgesch. Oberschlesiens*, Würzburg 1954.

benachbarte, ebenfalls zur Reformation übergegangene Orte¹¹⁾). Doch beim Einsetzen energischer gegenreformatorischer Maßnahmen und beim Übergang der Gutsherrschaft in katholische Hand wurde um 1680 die Lage der Gemeinde sehr kritisch. Ihre Holzkirche wurde ihr genommen; sie kam im Wald und bei Nacht zu Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern zusammen, die von umherziehenden Buschpredigern gehalten wurden, denn auch in Alzen, Wilmesau, Dankowitz und an anderen Orten hatte die Gegenreformation die gleiche Wirkung. Der zurückgekehrte katholische Parochus bestand darauf, daß die Kinder nur durch ihn getauft, die Brautpaare nur von ihm getraut würden, und daß die Toten nur außerhalb des Kirchhofes beerdigt werden dürften. Die Gemeinde mußte sich fügen, leistete aber Widerstand, wo es möglich war. Da sie noch nicht einmal hundert Jahre im reformatorischen Glauben stand, wird man ihren entschlossenen und opferwilligen Widerstand als ein Zeichen dafür werten dürfen, daß das reformatorische Bekenntnis ihr zu einer Sache des Herzens und des innersten Bedürfnisses geworden war. Im Laufe der Zeit kam es freilich auch durch das Ausbleiben der Buschprediger, durch Anfeindungen und Störungen, durch Verzagtheit und Furcht zu Ermüdungs- und Schrumpfungerscheinungen. Dazu kamen schwer erträgliche Plackereien durch die Gutsherrschaft, so daß manche anflucht zu denken¹²⁾. Schon 1658 waren Flüchtlinge aus Seibersdorf zum Abendmahl nach Brieg gekommen, die bei Ratibor sich niedergelassen hatten, und 1729 gingen zwei Greise aus Kunzendorf und Biala mit einer Bittschrift ins Hoflager des Königs August II. von Polen. 1743 waren Abgeordnete aus Seibersdorf und Alzen in Pless, um mit dem lutherischen Pastor Michal zu verhandeln. Sie boten an, mit etwa 70 Familien nach Preußen zu kommen, wenn er ihnen das Abendmahl reichen wolle.

Aber erst 1754 kam es dazu: Der reformierte Stabsfeldprediger Fricke hielt in Pless unter Teilnahme „einer großen Menge dieser Ausländer“ reformierten deutschen Gottesdienst und teilte ihnen das Abendmahl in reformierter Weise aus. Der Andrang war so groß, daß die Abend-

¹¹⁾ In dieser Zeit hatten viele poln. Adelssitze Verbindung mit calvinistischen Centren; Calvin selbst stand mit poln. Edelleuten in Briefwechsel.

¹²⁾ Zur Gegenreformation in Seibersdorf und Umgebung vgl. die 1762 in Groningen und Bremen gedruckten *Miscellanea Groningana*, die viele Einzelheiten berichten (Bd. VII). Das Werk ist sehr selten, die Joh. Kirche in Lissa besaß 1930 ein Exemplar. — Alles Nähere auch bei A. Wackwitz, die deutsche Sprachinsel Anhalt-Gatsch, 1932 Plauen — in der Folge kurz „Sprachinsel“ zitiert.

mahlsfeier am nächsten Tage fortgesetzt werden mußte. 1760 wurde Gottlieb Schleyermacher, des berühmten Friedrich Schleiermacher Vater, Fricke's Nachfolger. Auf seinen Garnisonbereisungen war er alle halben Jahre in Pless, wo sich mit dem Einzug des Anhaltinischen Hofes 1767 eine ansehnliche reformierte Gemeinde gebildet hatte. Die Seibersdorfer versäumten nie die Gelegenheit, die nahezu 25 km nach Pless herüberzukommen, sie brachten auch ihre Kinder zum Unterricht mit. Schleyermacher schrieb darüber seinem Freund Lavater in Zürich: „Mit Tränen sah ich oft ihr sehnliches Verlangen nach besserer Erkenntnis, das ich doch, weil sie nicht lange abwesend sein durften, nur sehr unvollkommen befriedigen konnte.“

Im Herbst 1765 entwichen bei Nacht und Nebel 48 Personen aus Seibersdorf ihrem Gutsherrn von Jordan und fanden auf dem Lendziner Gut der Plessener Herrschaft Unterkunft. Es waren 18 Weber unter ihnen, und sechs davon bauten sich Häuser dicht südlich des Lendziner Clemensberges, an dessen Südhang die herrschaftliche Leinwandbleiche lag. Vom Berg herab floß eine Quelle, die das sog. Bleichteichel speiste. Sie versiegte durch den Grubenbau. Die kleine Siedlung trug bis 1945 den Namen „die Bleiche“. Die andern Flüchtlinge wurden in Swinow und Lendzin sesshaft, zwei von ihnen erbauten sich ein Doppelhaus zwischen Lawek und Lendzin im „Swinow“ genannten Waldstück. Sie waren Kunstweber und schufen sich ihre Ackerfläche durch Rodung. So entstand das Rodehaus, später Rathaus genannt.

In diesen Jahren wurde in Oberschlesien viel gesiedelt. Den Anstoß gab König Friedrich selbst, dem es darauf ankam, das Land zu „peuplieren“, Landwirte und Gewerbetreibende aufzunehmen und die wirtschaftliche Kraft der Bevölkerung zu vermehren. So entstanden die „Hussitendörfer“, d. h. die Siedlungen der böhmisch-mährischen Brüder, viele Holzfällersiedlungen und industrielle Anlagen mit Arbeitersiedlungen, der Beginn des Hüttenwesens in Schlesien. Später griffen auch die Grundherren den Siedlungsgedanken auf und verbanden damit oft ihr eigenes Interesse mit dem Wunsch, dem König zu gefallen. Auch der Fürst Friedrich Erdmann von Anhalt-Coethen, dem die Standesherrschaft Pless 1765 zugefallen war, hatte Grund, das Wohlwollen des Königs zu gewinnen. Er hatte am Siebenjährigen

¹³⁾ Alle Quellenbelege für die vorstehenden Einzelheiten in „Sprachinsel“ S. 19–25 und 52–58.

Krieg auf der französischen Seite als Brigadekommandeur teilgenommen und war französischer Generalleutnant geworden. So mußte ihm daran liegen, beim König sich in ein gutes Licht zu setzen, und als sein Kammerdirektor Wientzek zusammen mit dem Landrat von Skrbensky und dem Prediger Schleyermacher ihm von ihren Verhandlungen mit den Seibersdorfern berichteten, ließ er sich für ihre Ansiedlung auf seinem Grund und Boden und für die nötigen Privilegien der Siedler gewinnen. Daß unter ihnen eine große Anzahl Weber waren und der König für die Ansiedlung von „Professionisten“ besonderes Interesse zeigte, mag ihm seinen Entschluß erleichtert haben. Das Vorwerk Kielpow soll unter sie parzelliert werden; sie sollen unentgeltlich Bauholz bekommen, gegen einen billigen Grundzins immer frei von Robotdiensten sein, ihr Land vererben können und Vorschußzahlungen zum Häuserbau erhalten. Etwa gleichzeitig — Ende April 1770 — beantwortet die Breslauer Kriegs- und Domänenkammer eine Eingabe des Landrats und bestätigt den Seibersdorfern u. a. daß sie und ihre Söhne frei vom Militärdienst sein sollen, daß sie Baubehilfen und zum Bau einer Kirche eine oder zwei Kollekten in ganz Preußen erhalten sollen, daß sie sich einen Schulzen und Gerichtsleute, auch einen Geistlichen halten dürfen und mehrere Vergünstigungen beim Zuzug, wie Vorspann und Wagen, auch verschiedene Steuerfreiheiten haben sollen. Da sie um militärische Bedeckung ihres Auszuges gebeten haben, so solle auch diese ihnen gewährt werden, obwohl die Kammer es lieber sähe, wenn es ohne diesen „éclat“ abginge. Die Seibersdorfer hatten betont, daß ihr Gutsherr sich ihrem Abzug, der ja nicht verheimlicht werden könne, mit Gewalt widersetzen werde, und daß, wenn die Flucht nicht gelinge, noch schwerere Bedrückung die Folge sein werde. Sie wollten von ihrer Forderung, daß ein militärisches Kommando sie in Seibersdorf abhole, nicht abgehen.

Seibersdorf lag in Polen, und mitten im Frieden mit einem militärischen Kommando dreihundert Menschen und vierhundert Stück Vieh mit mehreren hundert Wagen von dort wegzuholen, war ein völkerrechtlicher Übergriff und ein Politikum ersten Ranges. Obwohl der König schon manchmal Kavalleriepatrouillen unter dem Vorwand der Grenzsicherung über die polnische Grenze hatte gehen lassen, um Flüchtlinge nach Preußen zu geleiten, so schien der Breslauer Kammer

das Unternehmen Seibersdorf, das ja ein starkes militärisches Aufgebot erforderte, doch sehr riskant. Aber es mag wohl die politische Verwirrung und Unsicherheit, die damals in Polen herrschten, gewesen sein, die ihr den Mut gab, sich an den General von Seydlitz zu wenden und ihn um Stellung des militärischen Kommandos zu bitten. Seydlitz ist dazu bereit, und zwar — wie sein Antwortschreiben erkennen läßt — mit großem Vergnügen; er wünscht aber vorher eine direkte königliche Ordre zu erhalten, und auf den Bericht des „in Schlesien dirigierenden Ministers“, des Grafen Hoym, schreibt der König am 2. Mai, daß er „keinen Anstand nehme“, dem General von Seydlitz die entsprechende Ordre zugehen zu lassen.¹⁴⁾ So schickt nun der General dem Husarenleutnant Georg von Woysch in Pless den schriftlichen Befehl, mit seiner Schwadron und zweihundert Wagen am 24. Mai nach Seibersdorf aufzubrechen und dort am 25. Mai den geplanten Auszug zu decken, beim Aufladen des Hausrats behilflich zu sein und etwaigen Widerstand, falls nötig, mit Gewalt zu brechen. Woysch ließ einen Teil seiner Leute unter dem Cornett von Schöning bei Miedzna, wo er über die Weichsel ging, als Rückendeckung stehen und marschierte mit siebzig Husaren und den Wagen nach Seibersdorf. Es gab keinen Widerstand, da der Herr von Jordan von polnischen Konföderierten nach Biala entführt worden war. Am Abend des 25. Mai, des Urbanustages, hatte der ganze Zug der Seibersdorfer mit ihrem Hausrat und Vieh und der Husarenschwadron die preußische Grenze überschritten.¹⁵⁾ Am 26. zogen sie weiter. In Lendzin erwartete sie der neue Grundherr, Fürst Friedrich Erdmann von Anhalt. Er begrüßte sie und ließ sie und das Militär auf dem Gutshof verpflegen. Am Nachmittag kamen sie in Kielpow an und bezogen den Schafstall und die Scheune als erste vorläufige Unterkunft.

Es ist begreiflich, daß der Gutsherr von Seibersdorf über den Verlust einer so großen Zahl von Gutsuntertanen empört war. Er beziffert sei-

¹⁴⁾ Die Quellenbelege für die Verhandlung mit den Seibersdorfern, die Schreiben des Landrats und der Bresl. Kammer, das Schreiben des Königs mit eigenhänd. Unterschrift befinden sich im Archiv zu Pless und im Staatsarchiv Breslau. Sie sind im einzelnen zitiert und im Wortlaut abgedr. in „Sprachinsel“ S. 27–31.

¹⁵⁾ Der Wortlaut des Befehls an Woysch ist bei K. Wunster a. a. O. abgedruckt. Der Befehl war nirgends aufzufinden und galt als verloren. Im März 1944 besuchte ein Urenkel des damaligen Kommandoführers, ein Oberstleutnant von Woysch, das Dorf Anhalt und zeigte dem Pastor G. Uibel das in d. Bibl. d. Gutshauses der Familie v. Woysch in Pilsnitz b. Bresl. gefundene Original. Mit Ausnahme d. letzten Satzes („der Leutnant von Woysch bürgt mit seinem Kopf für die Ausführung“) stimmt es mit dem von Wunster gedruckten Wortlaut überein. (Schriftl. Mitteilung von P. Uibel a. d. Verf. — 28. 3. 44). Wo es sich freilich heute befinden mag, ist wohl kaum mehr festzustellen.

nen Schaden auf fünfzigtausend Gulden. Den Exulanten schickte er Kundschafter nach, die sie zur Rückkehr bewegen sollten. Sie wurden aber von der Plessischen Kammer festgesetzt und über die Grenze abgeschoben. Jordan gab sich nicht zufrieden und wandte sich an den König von Polen. Zwischen Warschau und Berlin kam es zu einer diplomatischen Aktion. Der polnische König beschwerte sich persönlich beim preußischen Gesandten wegen des militärischen Vorgehens und behauptete, die Weggeführten wollten wieder zurückkehren. Der Gesandte, Herr von Bénoit, bestritt dies energisch und erklärte, es habe sich nur um eine kleine Patrouille gehandelt. Da diese Antwort dem Könige nicht genügte, übergab sein Kanzler am 19. Juli dem Gesandten eine Note, die der preußische Diplomat in gleichem Sinne beantwortete. König Friedrich billigte seine Antwort und ermächtigte ihn, sie in Form einer schriftlichen Note der polnischen Regierung zuzustellen. Das diplomatische Nachspiel hatte kein Ergebnis, und selbst sein König konnte Herrn von Jordan nicht helfen. Polen stand vor seiner ersten Teilung. ¹⁶⁾

Es ist schwer abzuschätzen, wieviel Einwohner in Seibersdorf zurückblieben. Die wenigen Nachrichten darüber sind unsicher. Man wird annehmen dürfen, daß die Exulanten von 1770 und ihre Vorgänger von 1765 im Laufe der Gegenreformation zu einer Minderheit innerhalb der Dorfbevölkerung geworden waren. Vielleicht hat es sich um nicht mehr als ein Drittel gehandelt, aber gewiß auch nicht um viel weniger. Im Kirchenbuch von Kozy ist ein Drittel der Seite nach den Eintragungen vom Mai 1770 freigeblieben, und die Worte: „in aeternam rei memoriam“ von der Hand des damaligen Pfarrers Nycz zeigen, daß er beabsichtigte, hier eine Notiz über die Ereignisse des Urbanustages folgen zu lassen. Warum er es dann doch nicht getan hat, läßt sich nicht einmal mehr vermuten. 1930 war das Dorf Kozy infolge der Ausbreitung des Bielitzer Industriezentrums auf über 5000 Einwohner angewachsen, deren Mehrzahl zur Arbeiterschaft gehörte, und obwohl noch einige der Anhalter Familiennamen sich in Kozy erhalten haben, ist die Erinnerung an jenen Urbanustag vollständig erloschen.

¹⁶⁾ Die diplom. Akten befinden sich im Geh. Staatsarchiv in Dahlem – vgl. auch „Sprachinsel“ S. 34/35.

II.

Der Aufbau der Kolonie Anhalt

Über die friderizianische Kolonisation ist viel geschrieben worden, und die Historiker Friedrichs des Großen haben ihr viel Anerkennung und Lob gezollt. Sie hat im Endergebnis gewiß zur „Peuplierung“ des Landes beigetragen und ist statistisch in einer Vermehrung des Kleinbauern- und Handwerkerstandes nachweisbar. Aber was dabei den Siedlern an Entbehrungen und Opfern zugemutet wurde; wie die königliche Regierung und ebenso die Grundherren sich um die Erfüllung der gegebenen Versprechungen herumzudrücken suchten, das bildet einen sehr dunklen Hintergrund für das oft so gerühmte Kolonisationswerk des Königs. Der Aufbau der Kolonie Anhalt ist ein Musterbeispiel für die oft gradezu schändliche Praxis der für die Durchführung der Siedlung verantwortlichen Stellen. Hätte man sich an die anfangs gemachten Versprechungen gehalten, nämlich den Siedlern freies Bauholz und Baubeihilfen des Staates und des Grundherrn zu geben, und den Bau der Häuser ihnen selbst überlassen, so wäre gewiß zweckmäßiger und rascher gebaut worden. Aber die Plessische Kammer machte sich selbst zum Bauherrn und Träger des Aufbaus, aus Gründen, die nicht mehr erkennbar sind und die nach Lage der Dinge vielleicht berechtigt schienen. Dabei kam es zu solchen Mißständen, daß die Kammer sich über 140 Jahre hinweg jeder Bitte um Einsichtnahme in die Gründungsakten, die ihr oft vorgetragen wurde, entzog.¹⁷⁾ Doch lag die Schuld an den Übelständen in Anhalt nicht einmal vorwiegend an ihr und ihrem Kammerdirektor Wientzek, sondern vor allem an dem Minister von Hoym, dem Direktor der königlichen Regierung zu Breslau. Wenn man die Akten kennt, so fällt es schwer, diesem Manne, den der König 1770 als 31jährigen zum dirigierenden Minister in Schlesien gemacht hatte, das Prädikat eines Ehrenmannes zuzuerkennen. Allzuoft ertappt man ihn dabei, daß er ein gegebenes Wort bricht, daß er Verpflichtungen mit vagen Versprechungen zu umgehen sucht, daß er in Berichten an den König Tatsachen verfälscht

¹⁷⁾ Erst 1912 erhielt J. Grabisch Zugang z. fürstl. Archiv in Pless. Vgl. Anm. 24. Zwei starke Aktenbände „betr. Etablierung der Kolonie Anhalt“ 1770–1773 (Bd. I.) und 1774 (Bd. II.) enthalten die f. d. Aufbau der Kolonie wichtigen Dokumente. Das Plessener Archiv ist jetzt eine auswärtige Zweigstelle d. Staatl. Wojewodschafts-Archivs in Kattowitz. Die beiden Aktenbände sind mit A-Ks-Pszcz-XIII-606/7 signiert. — Um 1930 stand das Plessener Archiv unter seinem verdienstvollen Direktor E. Zivier ohne Einschränkung dem Verf. offen.

oder unterschlägt u. a. m. Ob die Siedlungspraxis in den andern preußischen Landen ebenso wie in Schlesien und im Falle Anhalt einen so dunklen Hintergrund hatte, oder ob es nur an der Person und dem Charakter Hoyms lag, daß in Schlesien solch beklagenswerte Zustände herrschten, ist m. W. noch nicht untersucht worden.¹⁸⁾

Als Siedlungsträger hatte die Plesser Kammer die Baupläne aufzustellen, das Baumaterial zu beschaffen, zusätzliche Arbeitskräfte zu besorgen und die Bauarbeiten zu leiten. Sie mußte das Siedlungsland parzellieren und den Siedlern ihre Anteile zuweisen. Dies alles führte dazu, daß ein Straßendorf entstand, in dem alle Häuser — für je zwei Familien ein etwa zwanzig Meter langes Haus — gleich gebaut waren und alle Siedler gleichgroße Stücke erhielten. So ergab sich ein sehr einheitliches Bild des neuen Dorfes, das sich auch in der Folge trotz Umbauten und Reparaturen bis zuletzt erhielt. Jeder Siedler hieß von Anfang an Kolonist und das Dorf die Kolonie Anhalt. Ursprünglich nannten es die Exulanten Haltan, woraus sich die polnische Namensform Holdunow bildete, bald aber entschied man sich, es nach dem fürstlichen Grundherren Anhalt zu nennen.

Die Kammer suchte mit möglichst wenig Kosten davonzukommen. Man baute auf einem niedrigen Steinsockel in billigem Bindwerk. Aber als die beiden ersten Häuser fertig waren, hielten sie die Erschütterungen durch die Webstühle nicht aus, man mußte mit den Kalksteinen der Umgegend massiv bauen. Sie waren billig, aber gegen Feuchtigkeit durchlässig. Die Dächer wurden mit Stroh gedeckt, die Giebel aus Brettern gefertigt. Bei gemeinsamem Hausflur hatte jede Familie Stube und Kammer, dazu eine Kammer für die Auszügler. Mitte August 1770 waren sechs Häuser für zwölf von den 64 ausgewanderten Familien fertig, und obwohl bis in den November hinein gearbeitet wurde, geriet der Bau ins Stocken. Die Auszahlung der zugesicherten königlichen Baubehilfen von über viertausend Talern wurde durch Hoym verzögert, ja zu umgehen versucht. Er nahm bei einem Besuch in Pless im Sommer 1770 zwar Bitten und Klagen des Landrats und

¹⁸⁾ Hoym wurde 1793 mit der Verwaltung des aus der Teilung Polens stammenden Südpreußen beauftragt, wo ihm 1801 in einem politischen Pamphlet Betrügereien, Verschleuderung von Staatsgut und Unterschlagungen vorgeworfen wurden. Der Verfasser, ein preuß. Patriot Hans Heinr. Ludwig von Held, wurde zwar 18 Monate auf die Festung geschickt, aber von Hardenberg 1812 rehabilitiert. Obwohl C. Grünhagen 1897 Hoyms Tätigkeit in Südpreußen zu rechtfertigen versuchte, scheint er doch auch dort sich nicht ehrenhaft betragen zu haben.

der Kolonisten entgegen, berichtete aber nach Berlin, daß er in Anhalt alles in bestem Fortgang gefunden habe. Alle Vorstellungen Wientzeks und Schleyermachers hatten bei ihm keinen Erfolg.

Schleyermacher erreicht, daß eine Abordnung von drei Anhaltern dem König in Neustadt eine Bittschrift übergeben kann, und daß wenigstens fünfhundert Taler als erste Rate an die Plesser Kammer gezahlt werden. Auch die Kammer selbst richtet eine Bittschrift an den König. Der einzige Erfolg der Audienz sowohl wie der beiden Bittschriften war eine Kabinettsordre vom 11. September, mit der in allgemeinen Worten die Breslauer Regierung ermahnt wurde, allen Kolonisten noch vor dem Winter zu eigenen Häusern zu verhelfen. Wientzek schreibt am 30. September direkt an den König und droht mit Einstellung der Bauarbeiten, wenn nicht endlich ernst gemacht würde mit der Einlösung des königlichen Wortes; man könne vom Fürsten nicht verlangen, daß er auf sein Vorwerk Kielpow verzichte und außerdem an fünfzehntausend Taler für den Bau, von dem er nichts habe, ausbebe.¹⁹⁾ Sicher ist dieses sehr deutliche Schreiben dem König gar nicht vorgelegt worden. Hoym beantwortet es mit juristischen Spitzfindigkeiten und lügnerischen Verdrehungen, ganz offensichtlich wider besseres Wissen. Wientzek war mit seiner Geduld am Ende und erklärt rundweg, der Häuserbau in Anhalt werde nun solange eingestellt, bis die königlichen Baubeihilfen gezahlt würden. Auch Schleyermacher hatte trotz wiederholter Intervention bei Hoym nichts erreicht. Erst als der Fürst selbst bei Hoym vorstellig wurde, kam die Sache einen kleinen, aber sehr problematischen Schritt vorwärts: Hoym bot den Kolonisten ein Darlehen von fünfzehnhundert Talern an, die natürlich an die Plesser Kammer gezahlt werden sollten, für deren Rückzahlung aber alle Kolonisten persönlich und schriftlich sich verbürgen mußten. Schleyermacher riet, das Darlehen anzunehmen, er hoffte, man werde später schon mit sich reden lassen. Die Kolonisten, die so schnell wie möglich aus dem Schafstall herauswollten, entschlossen sich zur Annahme. Der Landrat riet dringend davon ab. Wie recht er hatte, zeigte sich 1780, als die Breslauer Regierung hartnäckig versuchte, dieses Darlehen von den Kolonisten einzutreiben, die kei-

¹⁹⁾ Für den internen Gebrauch berechnete die Kammer aber ihre Kosten — ohne Bauholz, Kalk, Hand- und Spanndienste und ohne Stallungen und Scheunen — nur auf 6500 Tl., d. h. die die königl. Baubeihilfe von 4000 Tl. übersteigenden Kosten mußten durch die versprochenen Collecten und gegebenenfalls durch Zuschüsse des Fürsten aufgebracht werden. Davon, daß der Aufbau der Kolonie 15000 Tl. erfordere, konnte keine Rede sein!

nen Pfennig davon gesehen hatten. Wiederum griff der Fürst persönlich ein und zwang Hoym mit der Drohung, die Kolonie werde sich sonst auflösen und in ihre Heimat zurückkehren, in der ja jetzt unter Joseph II. wieder Glaubensfreiheit bestünde, seine Forderung fallen zu lassen.

Nachdem die fünfzehnhundert Taler im August 1771 gezahlt waren, baute die Plesser Kammer weiter. Bis zum Winter waren fünfzehn Häuser fertig und dreißig Familien unter eigenem Dach. 1774 waren zweiundzwanzig Häuser für vierundvierzig Familien erbaut. Zwanzig Familien waren auch im Winter 1774/75 noch im Schafstall. Für die vierundvierzig Familien hatte die Kammer Anspruch auf rund 2800 Taler Baubehilfe. Gezahlt waren 2000 Taler. Es kann nicht schwer gefallen sein, aus der Landeskollekte, deren Gesamtertrag nicht bekannt ist, den Rest zu decken.

Im August 1773 bot ein königliches Edikt neue, günstigere Bedingungen für siedlungswillige Grundherrschaften an. Für jede Siedlerstelle einer Neuanlage von wenigstens sechs Stellen wurden jetzt 150 Taler als Beihilfe in Aussicht gestellt, während sie bisher nach der Größe des Hauses, d. h. nach der Anzahl der „Gebinde“ berechnet wurde; für jede Siedlerstelle in Anhalt betrug sie 64 Taler. Die Plesser Kammer ergreift nun die Initiative und legt für die noch immer im Schafstall lebenden zwanzig Familien etwas abgesondert von den bisherigen Bauten ein neues Dorf von zwanzig Stellen und vier Reservestellen an, ein neues Dorf deshalb, um alle Vorschriften des Edikts wörtlich zu erfüllen. Hoym geht diesmal auf den Vorschlag des Plesser Kammerdirektors ein und zahlt im April 1775 als erste Rate dreitausend Taler und im Februar 1776 den Rest von sechshundert Talern. Aufgrund dieses Edikts wurde von vielen schlesischen Grundherren in großem Umfang gesiedelt. Vorgeschrieben war diesmal, daß nur deutsche Siedler angesetzt werden sollten. Sie sind in Oberschlesien im Laufe der Jahre fast alle vom Polentum assimiliert worden, mindestens sprachlich; nur innerhalb der Anhalt-Gatscher Sprachinsel war es möglich, deutsche Art und Sprache zu bewahren. Daß dabei die evangelische Kirche einen starken Rückhalt bot, war den Anhaltern immer dankbar bewußt.

Die Plesser Kammer hatte nun nicht nur die Mittel, das neue Dorf

Neu-Anhalt in etwa 300 m Entfernung von dem nunmehr Alt-Anhalt genannten Dorfteil zu erbauen, sondern sie behielt von der königlichen Baubehilfe durch sehr sparsames und billiges Bauen in Neu-Anhalt sogar noch nicht unbedeutende Mittel übrig, um in beiden Dorfteilen Ställe und Scheunen zu erstellen bzw. die in Alt-Anhalt immer noch gebliebenen Lücken auszufüllen. Es standen ihr dafür ja auch noch die Erträge aus den „ein oder zwei Collecten“ zur Verfügung, die den Kolonisten versprochen waren. Ende 1775 waren von den zwanzig Familien acht im eigenen Hause, und 1776 verließen die letzten den Schafstall. Auch die vier über den Bedarf gebauten Stellen fanden bald Besitzer.

Die Kolonie war erbaut, die Kolonisten saßen in eigenen Häusern. Aber sie wurden jahrelang dieser Häuser nicht froh. Die Plessische Kammer wollte nichts in die Kolonie hineinstecken; sie knauserte, wo sie nur konnte; die Ausführung der Bauten war miserabel. Bei den staatlichen Revisionen von 1778 und 1782 wurden teilweise katastrophale Mißstände festgestellt. Der Bericht von 1782 faßt die Aufzählung aller dieser Mißstände in den Satz zusammen: „In Anhalt hat entweder ein Ignorant oder ein Betrüger gebaut.“ Er ist in den Akten erst nach denen des Jahres 1830 eingehftet, und man muß sich wundern, daß er überhaupt eingehftet wurde. 1783 flüchteten drei Kolonisten über die österreichische Grenze.

Im Rahmen dieses Aufsatzes ist es nicht möglich, all die vielen beschämenden Streitigkeiten, die auf dem Rücken der Kolonisten zwischen den Kammern in Pless und Breslau ausgetragen wurden und von denen die Akten voll sind, zu schildern. Die Anlage der Kolonie Anhalt ist kein Ruhmesblatt, nicht für die fürstliche Kammer und nicht für die königliche Regierung und den Minister Hoym. Die Leidtragenden waren die Anhalter Kolonisten. Man kann ihre Geduld und Bescheidenheit nur bewundern.²⁰⁾

²⁰⁾ Ausführl. Darst. aller Schwierigkeiten, Bitterkeiten und Unredlichkeiten beim Bau der Kolonie in „Sprachinsel“ S. 37 ff. — Zu Schleyermachers eifrigen Bemühungen, die Lage der Kolonisten zu verbessern, und zu seiner Hilfstätigkeit für die ref. Gemeinde vgl. d. Verf. Aufsatz über Schl. im Jahrbuch für schles. Kirchengesch. 1964 S. 106 ff. — Außer dem Landrat von Skrbensky ist Schleyermacher der einzige, der ein Herz für die Kolonisten hat; Wientzek scheint es manchmal zu haben, aber die finanziellen Interessen der Kammer stehen ihm höher.

III.

Die Anlage der Tochterkolonie Gatsch

Gatsch liegt eine halbe Wegstunde nach Osten von Anhalt entfernt, auf altem Imieliner Domänengrund. Imielin war mit Chelm und Kostow Lehnbesitz des Bischofs von Krakau; Oberlehnsherr war seit dem 14. Jahrhundert die Krone Böhmen. Bei der dritten Teilung Polens kam der Besitz an die Krone Preußen, und die drei Bischofsdörfer legten durch ihre Vögte und Gerichtsleute 1797 vor dem Landrat in Pless den Treueid auf den König von Preußen ab. Die Güter waren in schlechtestem Zustand, die Bevölkerung verwahrlost. Es handelte sich um rund 12 600 Morgen bischöfliche Vorwerke und Forsten, und um rund 5000 Morgen Rustikalfelder. Die preußische Regierung meliorierte und dismembrierte die Gutsflächen, statt sie, was einfacher und gewinnbringender gewesen wäre, im ganzen zu verpachten. Sie vergab statt dessen die Teilstücke an die Bevölkerung und bewirkte damit, daß die drei Dörfer nach und nach sich erholten und an wirtschaftlicher Kraft gewannen.

In Anhalt war um 1800 die Bevölkerung schon erheblich angewachsen. Sie scheint bis dahin ungefähr um die Hälfte zugenommen zu haben. Manche Familien haben wahrscheinlich schon unter Platzmangel gelitten. Als nun die Regierung mit der Landaufteilung in Imielin begann, wandte sich der Anhalter Pastor Joh. Samuel Richter an sie mit der Bitte, auch jungen Anhaltern Siedlungsstellen auf Imieliner Boden zuzuweisen. So kam es bald nach 1800 zur Vermessung von zehn Siedlerstellen an junge Leute aus Anhalt, halbwegs zwischen Anhalt und Imielin auf einem „die Gatsch“ genannten Flurstück.²¹⁾ Die Siedler erhalten dreißig Taler Baubehilfe, acht Morgen Feld und zwei Morgen Wiese. Sie waren Leineweber und Zwilligmacher wie alle in Anhalt, aber im Unterschied zu ihnen war jeder sein eigener Bauherr. Es gelang ihnen später, ihren Grundbesitz durch Rodung und Zukauf erheblich zu vergrößern; sie besaßen nach einigen Jahrzehnten Wirtschaften von dreißig bis vierzig Morgen. Ausdehnungsmöglichkeit war genug vorhanden, und die Regierung war nicht kleinlich bei der Zuteilung weiterer Siedlungsflächen, zumal es sich um viel Buschwerk

²¹⁾ Nach alter Überlieferung ist hier versumpftes Gebiet gewesen, in dem viel Gewürm (poln. gadzina) Unterschlupf gesucht habe.

und Ödland handelte. Die Jahre von 1805 bis 1811 galten als Freijahre, von da ab zahlten sie einen jährlichen Erbzins von 5 Talern und 8 Silbergroschen. 1819 erhielten sie schriftliche Erbverschreibungen, in denen ihnen auch Hutung für zwei Stück Rindvieh und freies Raff- und Leseholz zugesichert wurde. — Im gleichen Jahre werden 21 neue Parzellen „auf der Gatsch“ vermessen, ebenfalls mit acht Morgen Acker und zwei Morgen Wiese. Auch sie werden in kurzer Zeit von Anhalt aus besetzt, und 1827 werden die Erbpachtverträge abgeschlossen, die denen von 1819 fast gleich sind. Auch diesen Siedlern gelingt im Laufe der Jahre eine Vermehrung ihrer Besitzfläche aus dem Dominialgut, doch in geringerem Maße als den ersten zehn.

Die 21 neuen Siedler bauen ihre Häuser an der Straße von Anhalt nach Imielin, bis dicht an das Dorf Imielin heran. Sie bilden den Ortsteil Neu-Gatsch, während die andern zehn, die 500 m nördlich hinter einem Waldstück erbaut wurden, Alt-Gatsch genannt werden. Es zeugt von dem Gemeinsinn und von der Ordnungsliebe der Kolonie Anhalt-Gatsch, daß auch die Häuser in Gatsch in gleichem Abstand voneinander und in ausgerichteter Reihe erbaut wurden.

1830 werden beide Gatsch zu einer politischen Gemeinde vereinigt, die 1907 eine eigene Schule erhält, nachdem sie bis dahin zur Schulgemeinde Anhalt gehört hatte. 1879 waren 222 Personen in Gatsch wohnhaft, davon waren 186 evangelisch. Wegen der unmittelbaren Nachbarschaft mit Imielin gab es in Neu-Gatsch auch katholische Einwohner, doch bekannten sich die meisten von ihnen als deutsch. Alt-Gatsch war stets bis zum letzten Mann deutsch.

Alle Gatscher haben sich immer mit den Anhaltern zusammen und den deutschen evangelischen Familien auf der Bleiche, in Swinow und Rathaus als Angehörige eines Stammes und Mitglieder der deutschen Sprachinsel Anhalt-Gatsch gefühlt. Die evangelische Kirche in Anhalt war auch für sie der geistige Mittelpunkt, und wie Schleyermacher bei der Gründung Anhalts mitgewirkt hatte, so ist die Anlage der Tochterkolonie Gatsch der Initiative des zweiten Anhalter Pastors, Johann Samuel Richter, zu verdanken.²²⁾

²²⁾ Aktenbelege z. Anlage v. Gatsch im Staatsarch. Bresl. Rep. 199 — XI — 19, auch Grundakten d. Burggerichts (Sad grodzki) Myslowitz. — Betr. Bischofsdörfer Imielin, Groß-Chelm, Kostow vgl. Zeitschrift d. Vereins f. Gesch. Schlesiens, Jahrg. 1860, auch Artikel d. Verf. in Kattowitzer Zeitung vom 27. 2. 1931 „Zur Vergangenheit d. Bischofsdörfer Imielin usw“. Zum ganzen Abschn. vgl. „Sprachinsel“ S. 59—64.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Gemeinde

Die Exulanten waren mit leeren Händen gekommen. Nur neun von ihnen hatten zusammen 69 Taler im Besitz. Alle andern hatten überhaupt keine Barmittel. Die polnischen Konföderierten hatten Seibersdorf mehr als einmal geplündert. Um den bevorstehenden Abzug nicht zu verraten, war alles Saatgut ausgesät worden. Die Webstühle waren als zu schwer und unhandlich zurückgeblieben, vielleicht konnten aber einige abmontierbare Teile mitgenommen werden. Als Hoym im Juni 1770 in Pless war, ließ er auf Intervention des Landrats 150 Taler an die Kolonisten auszahlen, aber nicht etwa als Unterstützung und erste Hilfe, sondern als Vorschuß auf die allgemeine Kollekte in ganz Preußen, die ihnen versprochen war. Die Kammer in Pless gab ihnen für die erste Aussaat 200 Scheffel Roggen, aber sie mußten sie nach der Ernte zurückerstatten. Unter den Exulanten waren 51 Weber. Sie erhielten aufgrund besonderer königlicher Edikte als Professionisten das „Douceur“ von je zehn Talern als Entgelt für die zurückgelassenen Webstühle, so daß in den ersten Wochen immerhin über fünfhundert Taler in die Gemeinde hineinkamen, aber für neue Webstühle ausgegeben werden mußten. Als sie um Entschädigung für das zurückgelassene Eigentum und um zollfreie Einfuhr von Lebensmitteln aus der alten Heimat baten, lehnte die Regierung kalt ab. Sie versuchten beim Bau ihrer Häuser als Handlanger etwas bares Geld zu verdienen, aber die Plessener Kammer suchte sich ihren Lohnforderungen zu entziehen. Sie wies ihnen schlecht bezahlte Arbeit im Wald und im Steinbruch an, die sie als Handwerker nicht gewohnt waren und bald wieder aufgaben, wodurch sie Anstoß bei der Kammer erregten. Sie baten durch den Landrat die Regierung um dreihundert Taler, damit sie Lebensmittel kaufen könnten, aber sie bot ihnen einen Vorschuß von zehn Tonnen Mehl aus dem Coseler Magazin an, den sie nach der Ernte zurückerstatten sollten. Sie sollten auch die Transportkosten übernehmen, aber diese waren höher als der Preis des Mehls an Ort und Stelle. In ihrer Not wenden sie sich immer wieder an den Landrat, der ganz verzweifelt an Wientzek schreibt, er möge doch diese Armen nicht immer nur mit Worten abspeisen und sie ihm dann auf den Hals schicken; es sei für ihn eine entsetzliche

Marter, dem Anlauf dieser Leute ausgesetzt zu sein. Es verging ein ganzes Jahr, ehe sie ein zinsfreies Darlehen von fünfhundert Talern auf drei Jahre von der Regierung erhielten, um die allernötigsten Bedürfnisse zur Fristung des Lebens bestreiten zu können. Als Sicherheit dafür mußten sie ihr gesamtes liegendes und fahrendes Vermögen verpfänden. Sie verteilten das Geld unter sich in 79 ungleiche Teile, offenbar nahm keiner mehr, als er sich traute zurückzahlen zu können; die Witwen nahmen nur einen Taler. Aber schon nach einem Jahr fragt die Regierung an, ob sie das Kapital noch vor Ablauf der drei Jahre zurückerstatten oder schon jetzt mit ratenweiser Rückzahlung beginnen könnten. An die Plessner Kammer, durch die der Schriftwechsel gegangen und auch das Geld ausgezahlt worden war, schreibt der Vogt Johann Mandzla als der einzige der Kolonisten, der schreiben konnte, einen Brief, der hier mitgeteilt sei, weil er die treuherzige Sinnesart dieser Exulanten erkennen läßt.

Hochfürstliche Regierung. Wir die gantze Gemeine biiten die gnädige regierung gantz untertenig wegen des vorschusz die 500 Rtaler was uns die Camer vorgeschossen hat auf 3 Jar also biit die gantze gemeine gantz untertenig das gelt zu erwahrten bis disse 3 Jar um werden sein, also wollen wier auch richtig becalen und apegeben. Wir bekennen, dasz die gnädige Regierung mit uns gut meint und vor uns sorgt dasz uns nicht schwer fahlen möchte dasz es besser wehre dasz wir durch disse 3 jare könnten terminweisz apegeben als wie auf ein mahl wir bedanken sich die gantze gemeine vor ihre aufrichtige Erinnerung und ermahnung der hochfürstlichen regierung vor die treuhertzigkeit gegen uns oder (= aber) es weer uns zu schwere fahlen wen wirs itzt sollen geben den der Zeit ist schwer und ihn der wiertschaft haben wir nicht viel den wir müssen uns noch besorgen in die wiertschaft einzuschaffen eins und andre also biten wir mitleidung zu haben. izt fahlen wir zu ihren gnädigen Füzen und verbleiben getreue Unterthan.

in Anhalt d. 26. Sept. 1772

Vogt Johann Mandzla

Die Regierung in Breslau aber hörte nicht auf, zu mahnen. Als das Darlehen 1774 fällig wurde, herrschte in Anhalt nach sehr schlechter Ernte und wegen einer Viehseuche besondere Not, man konnte nicht zahlen. 1777 war die Schuld bis auf 285 Taler zurückgezahlt. Erst als

Wientzek gewarnt hatte, man dürfe die Kolonisten nicht durch Härte zur Verzweiflung bringen, sie gingen sonst in ihre österreichisch gewordene und inzwischen mit viel Privilegien ausgestattete Heimat zurück, wurde der Rest niedergeschlagen. Aber die Stempelkosten und Kanzleigebühren, die dafür entstanden, mußten die Kolonisten tragen. Sie zahlten fast drei Taler, und der Vogt bedankt sich bei der Plesser Kammer „für die erzeugte Wohltat, daß sie sich so stark angenommen habe, der liebe Gott sei ihr Belohner für uns arme Gemeinde“.²³⁾

Auch um die auf fünf Jahre versprochene Steuerfreiheit suchte die Breslauer Regierung heranzukommen. Sie erhob die Steuer für das Vorwerk Kielpow ruhig weiter vom Fürsten von Anhalt, ob aus Schlampigkeit oder in betrügerischer Absicht, ist schwer zu erkennen. Die Plesser Kammer will nun die Steuer von den Anhaltern zurückhaben. Dem Landrat gelingt es, den Anhaltern zu ihrem Recht zu verhelfen; die fürstliche Kammer aber kämpft mit der Regierung erfolglos um Rückerstattung von 214 Talern.

Fast ein Jahrzehnt lebten die Kolonisten in bitteren Geldsorgen. Wie die Breslauer Regierung schon beim Bau der Häuser sich rücksichtslos und geradezu pflichtwidrig verhielt, so zeigte sie sich auch den Kolonisten gegenüber kaltherzig und interesselos, und ließ sich erst dann herbei, auch nur die bescheidensten Ansprüche auf Barmittel zur Lebensfristung zu befriedigen, wenn man sie dazu zwang.

Erst als die Weberei in Anhalt in Gang kam, besserte sich die wirtschaftliche Lage der Kolonie zusehends. Die Landwirtschaft gewann erst viel später Bedeutung.²⁴⁾ Schon im Herbst 1771 klapperten die Webstühle in den bis dahin fertigen Häusern. Schleyermacher hatte zum Garneinkaufen kleine kurzfristige Darlehen von insgesamt 100 Talern aus Kollekten gegeben, die er bei reformierten Gemeinden erbeten hatte. Von 1776 ab waren die 51 Weber in voller Tätigkeit. Es war ein mühsames Gewerbe. Alte Anhalter schilderten es dem Verfasser folgendermaßen: „Schon beim Morgengrauen wurden die Kinder

²³⁾ Auch aus anderen Orten in Oberschles., z. B. aus Poppelau, Dombrowka, Neulimburg u. a. sind damals Kolonisten wieder „desertiert“, weil sie von den leeren Versprechungen Hoym's nicht leben konnten. Die Bresl. Kammer war über diese Desertionen durchaus informiert.

²⁴⁾ J. Grabisch, die Anlegung einer frideriz. Acker- und Weberkolonie Anhalt in der Ständeherrschaft Pless, eine wirtschaftl. Einzeluntersuchung, Diss. München 1912. Teilabdruck in „Schaffen und Schauen“, Ztschr. d. Verbandes deutsch. Volksbüchereien Kattowitz, 6. Jahrg. Heft 3.

durch das Geklapper der Webstühle geweckt. Aus den Nachbarhäusern und aus den Häusern über der Straße schallte es unaufhörlich heraus. Ein Fremder, der durchs Dorf ging, mußte über den Lärm in allen Häusern in größte Verwunderung geraten. Die Arbeit am Webstuhl war anstrengend und erforderte Körperkräfte. Frauen konnten sie nicht leisten. Sie mußten Handreichungen tun bei der Aufbereitung der Garne und im übrigen die Wirtschaft besorgen. Die Kinder saßen an der Erde, um das Schiffchen hinaufzureichen, wenn es etwa heraussprang und um mit dem Kienspan zu leuchten, sobald die Dämmerung anbrach. Bis in die Nacht hinein klapperten die Webstühle, die das Gschell hießen.“ Die Situation der Weber war in Anhalt wesentlich günstiger als bei den schlesischen Gebirgswebern jener Jahrzehnte. Diese hatten keinen Landbesitz und lebten auf dem steinigem Gebirgsboden in starker Abhängigkeit von ihren Grundherrschaften. Sie wurden oft zum Herd sozialer Unruhen und revolutionärer Umtriebe.²⁵⁾ Die Anhalter aber hatten eine kleine Ackernahrung, keine besonderen gutsherrlichen Lasten wie Flachszehnten, Gespinstabgaben u. dgl., sie konnten ihre Garne in der „Leinwandfaktorei“ kaufen, die die Plesser Kammer eingerichtet hatte, und konnten dort auch ihre Leinwand in bares Geld umsetzen. Natürlich wollte die Kammer auch ihren Profit aus der Faktorei ziehen, aber auch die Weber hatten ihre Vorteile. Später ging die Faktorei ein; die Weber entwickelten selbst eine Verkaufsorganisation. Sie vertrieben die Leinwand durch ihre eigenen Leute, die selbst Weber waren und mit der Ware zu Märkte fuhren. Anfangs war Bielitz der Umschlagplatz für die Anhalter Webwaren, die bis Warschau und Amsterdam gingen. Einer der Händler lieferte nicht nur große Mengen nach Pless, sondern fuhr auch mit vier- und sechsspännigen Wagen nach Breslau. Er nahm Bestellungen entgegen und brachte Aufträge zurück, auch überwachte er dann die Arbeit der Weber, damit die Qualität der einzelnen Stücke dem Auftrag entsprach; er wurde der „Schaumeister“ genannt.

In Anhalt wurde vorzugsweise Hemdenleinwand „gewebert“. Auch Drillichzeug und feinere weiße Leinwand wurden angefertigt. Einige Weber werden als Kunstweber bezeichnet; sie haben bessere Tischtücher und feine Wäschestoffe gemacht. Bildliche Darstellungen, z. B. das heilige Abendmahl, wurden in Tischtücher eingewebt, wie alte

²⁵⁾ Joh. Ziekursch, hundert Jahre schles. Agrargesch. Bresl. 1915.

Anhalter um 1930 dem Verfasser versicherten. Die Blütezeit der Anhalter Weberei mag zwischen 1780 und 1810 gelegen haben. Allein in der Frickeschen Warenhandlung in Pless sind in den sieben Jahren von 1791 bis 1797 ausweislich eines Geschäftsbuches, das um 1930 noch vorhanden war, über 8200 Schock verschiedene Leinwand aus Anhalt, das Schock zu 60 Ellen, für fast 23 600 Taler umgesetzt worden.²⁶⁾ Der Gesamtumsatz muß noch um ein Bedeutendes größer gewesen sein, da ja auch die fürstliche Faktorei einen Teil der Produktion übernahm und große Mengen auch in Breslau umgeschlagen wurden. In einer handschriftlichen Chronik von Anhalt schätzt Pastor Richter 1815, daß jährlich etwa 6000 Taler bares Geld nach Anhalt geflossen wären. Für die Blütezeit des Handwerks ist diese Zahl vielleicht eher noch zu niedrig. Eine rechnerische Überlegung ergäbe dann, daß nach Abzug der Garnkosten jede der rund fünfzig Weberfamilien einen jährlichen Durchschnittsverdienst von 90—100 Talern gehabt hätte. Die Preise, die für das Schock erzielt wurden, betragen für die gewöhnliche Leinwand je nach Qualität zwischen zwei und drei Talern, Drillich brachte acht Taler, die „weiße“ (bessere) Leinwand etwa fünf Taler. Die Stücke lagen verschieden breit, meist sieben Viertel Ellen, aber auch sechs oder acht Viertel Ellen, die beiden letzteren Breiten waren in der Qualität besser. Eine Elle ist 66 cm lang. — Nimmt man an — und diese Annahme erscheint durchaus gerechtfertigt — daß in den etwa drei Jahrzehnten der guten Konjunktur die Kolonie jährlich 2000 Schock Leinwand aller Art gewebt habe, so würden diese 2000 Schock ein Leinwandband von achtzig Kilometern darstellen, und auf jede Weberfamilie würden mehr als einundeinhalb Kilometer entfallen, d. h. es müßte jede Familie werktäglich etwa fünf laufende Meter hergestellt haben. Bei der technischen Unvollkommenheit der damaligen Geräte gewiß eine beachtliche Leistung.

Aber um 1810 ist die Konjunktur vorbei. Der Absatz stockt; die Weberei in Schlesien geht einer Katastrophe entgegen. Die Fabrikate der nach der Erfindung der Dampfmaschine sehr leistungsfähig gewordenen englischen Textilindustrie sind billiger als die schlesische Handarbeit. Die Gebirgsweber fangen an zu hungern. Die kriegerischen Ereignisse der beiden ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts, die

²⁶⁾ In der Frickeschen Weinstube am Markt in Pless, die 1930 noch bestand, dichtet der Student Heinr. von Mühler, der Sohn eines fürstl. Plessischen Beamten und spätere preußische Kultusminister, um 1840 das Lied: Grad' aus dem Wirtshaus komm ich heraus . . .

feindliche Besatzung nach dem Tilsiter Frieden, eine starke Münzverschlechterung u. a. führen zu Unsicherheit und Teuerung. Der Handel liegt brach, und die Weber in Anhalt fürchten Bankrott und Zwangsverkauf ihrer Wirtschaften. Pastor Wunster gründet 1820 eine kirchliche Armenkasse, da die Gemeindeglieder „bei völlig stockendem Gewerbe und Handel von ihrem geringen Körnerertrage, von überhäuften Abgaben gedrückt, nicht mehr leben können“.

Es war ein Glück, daß die Kolonisten ihre kleine Ackernahrung und ihr Vieh hatten. Sie suchten sich selbst auf den Dörfern der Umgegend kleine Aufträge und lieferten für den Hausbedarf der Bevölkerung. Als ein Gottesgeschenk sahen sie es an, daß es dem Pastor Hachtmann 1828 gelang, direkt vom Kriegsministerium einen Auftrag auf 125 Schock grauer Militärleinwand zu erhalten. Der Auftrag belief sich wertmäßig auf 1000 bis 1200 Taler, nach Abzug der Garnkosten mögen 800—900 Taler den Webern verblieben sein. Aber wie schmerzlich wenig kam dabei auf den einzelnen! Es scheint, daß Anhalt dann auch noch längere Zeit ein Ulanenregiment belieferte, aber die Zeit der Handweberei war vorbei. Mitte der vierziger Jahre hörten die Militärlieferungen auf. Im Gebirge kam es zu Weberaufständen. Die Anhalter fingen an zu trinken. In ganz Oberschlesien ergab sich die Bevölkerung in diesen Jahren des wirtschaftlichen Niederganges dem Trunke. Die Geistlichkeit beider Konfessionen war unermüdlich tätig, um dem Übel zu steuern. Pastor Beer gründete in Anhalt einen Mäßigkeitsverein. Ende 1844 waren ihm schon 223 Personen beigetreten und hatten Verpflichtungserklärungen unterschrieben. Einzelne Webstühle waren noch 1880 in Tätigkeit, aber nur für den eigenen Gebrauch oder den der Nachbarn.²⁷⁾ In Altberun und Myslowitz war die Fabrikleinwand viel billiger und feiner. Ein Versuch des Pastors Sieber, die Hausweberei mit staatlicher Hilfe um 1890 wieder zu beleben, wozu auch die Anhalter bereit waren, scheiterte, weil die Handarbeit gegen die Konkurrenz der Fabrikware nicht aufkommen konnte. Auch der 1896 ernsthaft unternommene Versuch, die Korbflechterei als Hausindustrie in Anhalt einzuführen, war erfolglos.

Es blieb, nachdem die Weberei nicht mehr die Ernährungsgrundlage der Kolonie sein konnte, nur übrig, sich der Landwirtschaft zuzuwenden.

²⁷⁾ Zuletzt webte man in Anhalt weißrot oder blaurot gestreifte, sehr feste, derbe und haltbare Leinwand, die meist als Schürzenstoff verwendet wurde. Verf. hat um 1930 noch Proben davon in der Hand gehabt und auch noch einige alte Webstühle vorgefunden.

den und bei ihr die Nahrungsgrundlage zu suchen. Aber während Hoym's Vorgänger, der Minister von Schlabrendorff, mit Recht Wert darauf gelegt hatte, die Siedler ausreichend mit Land auszustatten, kam es Hoym nur auf die „Peuplierung“ an; er setzte nicht Bauern, sondern sog. Häusler und Gärtner an, die nur wenige Morgen Grundbesitz bekamen, den sie auch noch zum großen Teil zu Kulturland zu machen hatten. Er kam damit den Grundherrschaften entgegen, die damals angefangen hatten, ihre Güter intensiver zu bewirtschaften. Die Folge davon war ein starker Bedarf an Arbeitern für die Handdienste in der Gutswirtschaft. Die Hoym'sche Siedlungspraxis führte sie den Grundherrschaften zu. Aber die viel zu geringe Landausstattung bot keine Möglichkeit zu dauernder Behauptung und führte allmählich zum Untergang der Siedlungen, sofern es nicht gelang, in der Nähe andere Erwerbsquellen zu finden. Es war der Krebssschaden der Kolonisation unter Hoym, daß sie von einer viel zu schmalen landwirtschaftlichen Grundlage ausging.

Auch die Anhalter Kolonisten hatten jeder nur acht Morgen Ackerland erhalten, dazu drei Morgen „Strauchholz“ zum Roden und zwei Morgen Wiese bei Gurkau, eine Wegstunde entfernt. War schon der Acker, der jahrelang als Schafweide gedient hatte, nur von geringem Wert, so war die Entlegenheit der Wiesen und ihr geringer Ertrag fast eine Katastrophe. Schon gleich am Anfang bedrängt der Landrat den Plesser Kammerdirektor, den Anhaltern nahe gelegene Wiesen zuzuteilen; man müßte sie doch — so schreibt er — zu solchen Bedingungen ansetzen, „daß wir es vor Gott und der Welt verantworten können und daß wir nicht auf uns und unsere Nachkommen statt eines Segens das Gegenteil sammeln“. Man muß es allerdings der Plesser Kammer zugute halten, daß sie Wiesen in der Nähe der Kolonie gar nicht hatte. Sie stellte aber dafür zwei größere im nahen Walde gelegene Hutungsflächen zur Verfügung, beide zusammen fast 60 Morgen groß, dazu etwa 100 Morgen Brachland nach Imielin zu. Damit hatten die Anhalter zwar kein Wiesenheu, aber doch einigermaßen ausreichende Hutung für ihr Vieh, von dem sie von Anfang an viel zu viel hielten. Sie halfen sich dadurch, daß sie sich in der Heuernte „gegen die dritte (oder vierte) Kappe“ als Arbeiter verdingten. Der im August 1775 abgeschlossene Vertrag zwischen der Plesser Kammer und den Kolonisten sah vor, daß sie von allen Robotten frei sein und

statt dessen einen Erbzins von jährlich acht Gulden (rund fünf Taler) zahlen sollen, auch die Häuser, die die Herrschaft ihnen gebaut habe, fortan auf eigene Kosten instand halten sollen. Für die Kammer war das ein Vorteil, denn sie erhielt bares Geld statt der Naturalleistungen²⁸⁾ und hatte keine Reparaturlast, die ihr überall dort oblag, wo sie es mit robotpflichtigen erbuntertänigen Leuten zu tun hatte. Auch die Einrichtung der Leinwandfaktorei läßt erkennen, daß die Gutsherrn anfangen, ihre Betriebe zu kommerzialisieren.

Solange Anhalt noch eine Weberkolonie war, war die Landwirtschaft ein Nebenerwerb. Die Tumulte der Bauern in den Nachbardörfern, die gegen die Einziehung von Waldhütungen durch die Gutsherrschaft 1780 sich auflehnten, und die mit militärischer Gewalt niedergeschlagen wurden, berührten die Anhalter überhaupt nicht. Im Zusammenhang mit der Aufhebung der Erbuntertänigkeit durch das Edikt von 1807, das die Landbevölkerung falsch verstand, kam es zu neuen Unruhen, über die Pastor Richter nach Breslau schrieb:

„Wir haben hier Tage des Schreckens und der größten Angst ausgestanden. Die Bauern . . . waren Bestien, reißenden Tieren gleichende Geschöpfe geworden. Da, wo sie gehaust haben, ist auch der Nagel in der Wand nicht verschont geblieben. Alles ist zerstört, die Fenster zerbrochen, die Rahmen herausgerissen, die Öfen eingerissen, alles geraubt und geplündert, und was sie nicht mitnehmen konnten, mutwillig zerstört worden. Hier am Orte hatte ich zwar von meinen Leuten nichts zu fürchten, allein da die Canaille, wo sie hinkam, die ruhigen Leute zwang, mitteilzunehmen, so war allerdings viel zu befürchten. Doch für uns hier kam das Militär zum Glück zeitig genug. Man kann sich die Verwüstung nicht groß genug denken, und was das Schlimmste war, sie wüteten auch da, wo sie nichts als Gutes genossen hatten, und wollten allenthalben ihr vermeintliches Recht, gar nicht zu roboten, haben . . .

Merkwürdig ist, daß die Anhalter erst um 1840/45 begriffen, daß sie ihre Ackerfläche durch Rodung und Meliorierung vergrößern und verbessern müßten, wenn sie nach dem Untergang der Weberei überleben wollten. Obwohl um diese Zeit die landwirtschaftliche Nutzfläche seit

²⁸⁾ Diese gliederten sich in Zehnten von Honig, Flachs, Korn, Hopfen, Hühnern, Hafer, Gespinst, Lieferung von Kienäpfeln, Schreibfedern u. a.

der Gründung nicht größer geworden war, war der Viehbestand immer noch angewachsen. Schon 1809 meinte der Lenziner Amtmann, sie hätten jeder doppelt soviel Vieh als andere. So gerieten sie in eine sehr prekäre Lage, als die Gutsherren ihre Land- und Forstwirtschaften intensivierten und alle gewohnheitsmäßig eingerissenen Nutzungen oder nur „aus Gnaden“ früher zugestandenen Vergünstigungen, wie Raff- und Leseholz, Gewährung von Bauholz gegen das geringe sog. Stammgeld, Waldhutung, Waldstreuentnahme u. a. aufhoben. Die Anhalter wollten lange nicht wahrhaben, daß sie kein verbrieftes Recht auf diese Vergünstigungen hatten, die sie wegen ihres großen Viehbestandes nötig brauchten, und es wurde viel Papier mit Klagen und Beschwerden verschrieben. Aber sie fingen dann, durch die Not getrieben, doch an, das noch ungerodete Land zu roden und dem Landbau größere Aufmerksamkeit als bisher zuzuwenden. So kam jeder Kolonist seit der Mitte des Jahrhunderts zu vierzehn Morgen landwirtschaftlicher Nutzfläche, und auch den baulichen Zustand der Häuser hatten sie in der Zeit der guten Weberei-Einnahmen wesentlich verbessern können. Es war immer noch ein mühseliges Leben in Anhalt, und bei wachsender Bevölkerung suchten viele ihr Fortkommen in den neu aufblühenden Orten des Industriereviers, wo seitdem viele Familien die bekannten Anhalter Namen wie Berger, Zänger, Schön, Banert, Czauderna, Hoinkis, Mansel tragen²⁹⁾ und verlässliche Glieder der neugegründeten evangelischen Gemeinden geworden sind. Der Landbau blieb freilich immer noch, wie im ganzen Plesser Kreis, auf recht niedriger Stufe. Erst als um 1900 zwei Drainagegenossenschaften und eine Spar- und Darlehenskasse durch Pastor Sieber gegründet wurden, setzte der Aufstieg ein,³⁰⁾ und nach 1922 war es der Deutsche Landbund in Kattowitz, der mit Vorträgen, Merkblättern und Beratungen die Anhalter Landwirte sehr förderte. Der Viehbestand wurde verringert und verbessert, die seit der Gründung vorhandenen Hutungsflächen wurden parzelliert; jeder Kolonist erhielt einen Anteil von etwa drei Morgen. Von 1930 ab gingen einige Kolonisten zu intensiverer Bewirtschaftung ihrer Ackerflächen über, z. B. wurden Rhabarber- und Spargelkulturen angelegt; man begann mit Obstbaumpflanzungen und Bienenzucht; ein sehr aufnahmefähiger Markt lag mit dem Industrie-

²⁹⁾ In Schlesien lauten die letztgenannten drei Namen Schauder, Hanke, Menzel.

³⁰⁾ 1905 betrug die Spareinlagen 52 600 Mark, und nach der Inflation immerhin schon wieder 12 000 Zloty. Während des Krieges 1914/18 wurden aus Anhalt-Gatsch mehrere tausend Mark in Gold abgegeben und mehr als 100 000 Mark Kriegsanleihe gezeichnet.

gebiet vor der Tür. Aber diese vielversprechenden Anfänge fanden durch den Krieg und die ihm folgende Zerstreuung der Gemeinde ihr Ende.

Als die Weberei abstarb und die Kolonie noch nicht sich entschlossen dem Ackerbau zugewandt hatte, war der Aufbau der oberschlesischen Industrie schon längere Zeit im Gange. Die Deutschen der Sprachinsel sind daran bis um 1840 nicht beteiligt gewesen, sie wenden sich erst in diesen Jahren und noch zaghaft dem industriellen Geschehen zu. Aber in den Anhalter Kirchenbüchern hat sich doch viel von der geschichtlichen Entwicklung der oberschlesischen Industrie niedergeschlagen. Als Anhalt gegründet wurde, gab es in der Umgegend nur die Emanuelssegengrube und die Grube in Wessolla, die später Ruberggrube genannt wurde. Im Tagebau förderten hier wenige Dutzend Bergleute und einige Steiger Kohle. In Paprotzan war ein Eisenhammer, der im Luppenfeuer gewonnenes Roheisen verarbeitete. In diesen Jahren begann Oberschlesien sich zu verändern. Die Plesser Kammer erhöhte von 1770 bis 1800 ihre Einnahmen aus dem Kohlenverkauf um das Vierzigfache. Sie brachte neue Schächte nieder, und 1847 betrug die Kohleförderung in der Herrschaft Pless schon mehr als 50 000 Tonnen.³¹⁾ Von größter Bedeutung für ganz Oberschlesien war die Erfindung des fürstlichen Glashüttenfaktors Ruberg in Wessolla, dem es gelang, aus der in großen Mengen in Oberschlesien vorkommenden Galmei mit einem einfachen Muffelverfahren das reine Zink herauszuschmelzen. Oberschlesien wurde dadurch zu einem der bedeutendsten Zinkproduzenten in ganz Europa. Ruberg war 1780 in fürstliche Dienste getreten. Er stammte aus dem Harz, befaßte sich mit chemischen und metallurgischen Versuchen, und steckte voller technischer Pläne zur Verbesserung der Glashütten, zum Bau von Zinkhütten, zur Anwendung der neuen Dampfmaschinen bei der Entwässerung der Gruben, von denen die erste des europäischen Festlandes wie bekannt später in der Königshütte aufgestellt wurde und Goethe zu seiner oberschlesischen Reise veranlaßte. Die Plesser Kammer aber verpaßte ihre große Stunde, sich Rubergs Erfindung rasch zunutze zu machen; das Geheimnis wurde nicht gewahrt, und die Zinkhütten wurden von wagemutigeren Unternehmern gebaut. Ruberg fiel als Opfer kleinlicher Machenschaften, denen sein großzügiger Sinn und

³¹⁾ E. Zivier, Entwicklung des Steinkohlenbergbaus im Fürstentum Pless, Kattowitz 1913.

sein ruheloser Geist nicht gewachsen war, in Ungnade, wurde als fürstlicher Kammer-Assessor pensioniert und erhielt im Anhalter Bethaus eine Wohnung. Er gab sich als Wunderling und Grobian, fing an zu trinken und ging am Alkohol zugrunde. Er starb 1807, nicht viel älter als 50 Jahre und wurde in Anhalt begraben. Sein Grab geriet in Vergessenheit. Der Hütteninspektor Kiß in Paprotzan, der Vater des bekannten Bildhauers Kiß, beendet seinen um 1830 geschriebenen Bericht über ihn mit den Sätzen: „So lebte und endete ein verdienstvoller Mann ruhelos und unbelobt, der Ehre und Auszeichnungen verdient hätte, denn Oberschlesien verdankt ihm einen großen Teil des Wohlstandes. Tausende von Menschen leben von seiner Erfindung, die manche zum Millionär gemacht hat. Die Nachwelt ist ihm, solange eine Galmeigrube ausgebeutet und noch eine Zinkhütte im Betrieb ist, verschuldet.“ Pastor Wunster gab ihm in seinem Buche über Oberschlesien 1825 den Namen eines oberschlesischen Faust.³²⁾ — Auch außerhalb der Herrschaft Pless machte die Industrialisierung Oberschlesiens von 1800 ab rasche Fortschritte. Gruben und Hütten erstanden in immer größerer Zahl; viele davon sind später wieder aufgegeben worden. Andere, größere, modernere wurden gebaut. Myslowitz war vor 1850 noch eine kleine Ansiedlung, Kattowitz ein klägliches Dorf. Die oberschlesische Bevölkerung stellte sich sehr langsam auf Industriearbeit um. Sie arbeitete fleißig, trank viel und dachte wenig nach. Qualifizierte Arbeitskräfte mußten von außerhalb geholt werden. Unter ihrer Anleitung wurden die Oberschlesier zu vorzüglichen Berg- und Hüttenleuten, zu jenem eigenartig geprägten Menschenschlag, der hinter rauher Schale viel Humor und Gemüt verbarg, unbekümmert und zuverlässig auch bei schwerer Arbeit war und sich vor nichts fürchtete. Die Parochie Anhalt reichte in diesen Jahrzehnten vor der Gründung der Industriegemeinden im Revier bis vor die Tore Krakaus und Beuthens, und in den Anhalter Kirchenbüchern sind die Namen vieler dieser zugezogenen Lehrmeister und Vorarbeiter, von denen offensichtlich ein erheblicher Teil evangelisch gewesen ist, aufgezeichnet. Alle kamen sie ins Anhalter Bethaus zu Gottesdiensten, Taufen, Trauungen, und so mancher wurde auf dem Friedhof zu Anhalt beerdigt. Es waren Glasschleifer und Glasschreiber, Glasschneider und Glasinspektoren, Steiger und Bergleute, Muffel-

³²⁾ Zu Ruberg vgl. A. Wackwitz, die Anfänge der oberschles. Zinkhüttenindustrie, in Ztschr. d. Vereins f. Gesch. Schles., Jahrg. 66/1932, S. 259–276. Zu Wunster vgl. Anm. 1.

arbeiter, Kohlenmesser, Hüttenbeamte, Werkmeister, Hauer und Schürer, Zinkmeister, Hochofenmeister; sie alle stehen in den Anhalter Kirchenbüchern. Sie trugen alle deutsche Namen, und ohne diese um 1780 beginnende deutsche Einwanderung von Facharbeitern wäre die Industrie in Oberschlesien vielleicht gar nicht in Gang gekommen. Die Dampfmaschine zog dann auch Hüttenleute aus England nach sich. Das Anhalter Kirchenbuch nennt 1839 einen Hochofenmeister Abel Llewellyn, einen Walzwerkmeister Josef Fletcher, eine Ingenieurtochter Sarah Pennings, 1838 einen Wilhelm Downing, 1844 einen Obermeister Harris und seine Frau Mary geb. Wheeler, einen Ingenieur Watson und manche anderen Engländer. Bergleute aus Sachsen, Pommern, Brandenburg, Anhalt-Bernburg werden schon 1796 unter den Anhalter Kommunikanten genannt. Der Name der Kattowitzer Baildonhütte hielt die Erinnerung an die Zuwanderung der englischen Hüttenleute in der Mitte des Jahrhunderts fest.

Die Anhalt-Gatscher nahmen an der Industrie, die nach und nach um sie herum entstand, keinen Anteil. Sie drehten die Spindel und schlugen den Faden an, bauten Flachs und trieben ihr Vieh auf die Weide, holten Streu aus dem Walde, machten Heu auf den Wiesen, säten, ernteten, pflügten, säten und so fort von Jahr zu Jahr. Erst der Niedergang der Weberei und der Bevölkerungsdruck, dem auch die Gründung der Tochterkolonie Gatsch mit 31 neuen Siedlerstellen um 1810 nur vorübergehend hatte abhelfen können, zwang sie, nach neuen Erwerbsquellen sich umzusehen. Sie versuchten es mit andern Handwerken, sogar mit Uhrmacherei und Buchbinderei, und fanden dann, als die Bahn Oppeln—Myslowitz—Neuberun vor 1850 gebaut wurde, als Eisenbahnarbeiter, Bahnhofsportier, Wagenschieber, Hilfsbahnwärter Arbeit und Verdienst. Bei der Staatsbahn tätig zu sein, war ihnen immer lieber als die Tätigkeit in der Industrie. Sie rückten später oft in Beamtenstellungen auf, wurden Lokomotivführer, Schaffner, Zugführer, Rangiermeister u. a. Doch nach 1870 gingen dann schon viele in die Bergwerke des Zentralreviers. Als in unmittelbarer Nähe der Kolonie die Heinrich-Freude-Grube und die Fürsten-Grube entstanden, fanden viele auch hier Arbeit unter Tage und als Angestellte der Verwaltung. Daß auch die neuentstandenen evangelischen Gemeinden des Reviers von Anhalt-Gatsch aus viele Zuwanderer erhielten, ist schon erwähnt.

1920 war der Anteil der Anhalt-Gatscher an der Industrie so groß, daß die Zahl der nur Lanwirtschaft treibenden Kolonisten auf ein Minimum gesunken war. Trotzdem ging die Umstellung auf den Bergbau der Plessischen Bergwerksdirektion nicht schnell genug. Sie hätte am liebsten ganz Anhalt als Arbeiterkolonie gesehen. Aber die Anhalter, die seit 150 Jahren immer auf eigenem Boden saßen, standen der Industrie mit inneren Vorbehalten gegenüber; sie wollten sich nicht von ihr abhängig machen. Ihre Pastoren bestärkten sie auch darin, sie sahen Gefahren für den konservativen, biedereren und frommen Sinn in der Gemeinde, wenn sie zum Industriearbeiterdorf würde. In der Grube wurde zwar schnell reichlich Geld verdient, aber der Versuchung zu Leichtsinn und Trunk widerstanden nicht alle.

Unbestreitbar ist, daß die Industrie — Standesherrn wie Aktiengesellschaften und ihre Generaldirektoren — sich sehr bemüht hat, die soziale Lage der Bevölkerung des Reviers zu verbessern. Seit den Typhus- und Hungerjahren 1847/48 lebte das oberschlesische Volk in sehr ärmlichen Verhältnissen. Noch immer spielte der Schnaps, den die Gutsherrschaften brannten und an dessen Absatz sie interessiert waren, eine große Rolle. Man kann nicht sagen, daß die Verwaltungen rechtzeitig und energisch genug mit sozialen Besserungsmaßnahmen eingesetzt hätten. Ein Vergleich zwischen den abscheulichen, langgestreckten, mehrstöckigen Steinbaracken, die man noch um 1930 überall im Revier sah, in denen die Arbeiterfamilien zu Hunderten zusammengepfercht waren, ohne Grünanlagen und Kinderspielflächen und unter ganz unzureichenden hygienischen Verhältnissen — etwa mit der späteren, um die Jahrhundertwende entstandenen Arbeiter-Mustersiedlung Gieschewald zeigt, was hätte geschehen müssen, wenn man die soziale Aufgabe und Verpflichtung eher verstanden und energisch gehandelt hätte. Doch geschah dann, etwa von 1880 ab, viel an sozialen Verbesserungen. Die Industrie gab oft große Mittel her zum Bau von Krankenhäusern, Schulen, Kindergärten; sie unterstützte die Kirchen in ihrer Wohlfahrtsarbeit, und ihre Direktoren hatten fast alle ein offenes Ohr und eine offene Hand, wenn ihnen von sachkundiger Seite besondere Notfälle vorgetragen wurden.

Leider kam es auch vor, daß große wirtschaftliche Macht rücksichtslos im eigenen Interesse der Industrie eingesetzt wurde und zu schwerem Unrecht an der wehrlosen Bevölkerung wurde. Ein typisches Bei-

spiel dafür spielte sich 1917 in Anhalt ab. Um die auf der Heinrich-Freude-Grube geförderte Kohle an die Bahnstation zu bringen, legte die Plessische Bergwerksverwaltung mitten durch Alt-Anhalt in der ganzen Länge der Dorfstraße eine Schmalspurbahn auf der Chaussee nach Kostow. Es war Krieg, und alles, was der Kohleförderung diente, galt als im vaterländischen Interesse liegend und als vorrangig. Der Gemeindevorsteher erhielt von dem geplanten Vorhaben als einzige Mitteilung eine Postkarte des Landrats. Er erhob Protest und legte wegen der Feuersgefahr durch den Funkenflug der Lokomotiven und wegen Gefährdung des Verkehrs Einspruch ein. Er erhielt keine Antwort. Dafür wurden die Chausseebäume auf der Dorfstraße und längs einer Strecke von 1500 m auf der Kostower Chaussee umgeschlagen und das Gleis gelegt. Alle zehn Minuten fuhr ein langer Kohlenzug mit Getöse durchs Dorf. Die Häuser erbeben, der Schulunterricht mußte jedesmal minutenlang pausieren. Ein Brand auf dem Strohdach eines Hauses konnte gelöscht werden. Eine neue Eingabe an den Landrat blieb ohne Antwort. Bald danach gab es nicht weit vom Dorf einen Waldbrand. Eine dritte Eingabe an den Landrat und eine Beschwerde bei der Bergwerksdirektion brachten endlich, nach fast einem halben Jahr Bahnbetrieb, eine Regierungskommission aus Oppeln ins Dorf. Es kam heraus, daß die Regierung nichts von der Bahn wußte und auch keine landespolizeiliche Genehmigung für den Bau eingeholt war. Der Oppelner Regierungsrat sprach von „russischen Zuständen“. Die Anhalter bestanden nicht auf Einstellung des Bahnbetriebs; sie forderten aber sichere Vorkehrungen gegen Feuerschäden und Verkehrsunfälle, deren schon vierzehn vorgekommen waren. Neun Monate nach Einrichtung des Bahnbetriebes kam es auf einer Sitzung von Vertretern der Regierung, des Oberbergamts, der Plesser Verwaltung und der Gemeinde zu scharfen Auseinandersetzungen, bei denen die Regierung die Partei der Gemeinde ergriff. Die Grubenverwaltung erhielt die Anweisung, statt der funkensprühenden Kohlelokomotiven solche mit Benzolfeuerung zu beschaffen. Sie beeilte sich aber damit nicht, und zwei Monate nach jener Sitzung war das Unglück da: ein Doppelhaus brannte nieder, zwei Familien waren obdachlos. Die Anhalter erzwingen unter Führung ihres Pastors mit Androhung von Gewalt die Einstellung des Bahnbetriebes. Der Landrat macht dem Pastor schwere Vorwürfe, aber die drei Tage nach dem Brande eintreffende Regierungskommission verbietet, daß die Bahn weiterhin durch das Dorf

fährt. Die Grube läßt nun die Kohlenzüge mit Ochsengespannen durch das Dorf ziehen, legt aber schließlich das Gleis auf die Felder, was sie von Anfang an hätte tun sollen. Natürlich lehnt die Bergwerksverwaltung alle Entschädigungsansprüche der Abgebrannten ab, ja sie versucht zu bestreiten, daß die Bahn den Brand verursacht habe. Sie nennt es sträflichen Leichtsin, daß die Anhalter Häuser mit Stroh gedeckt seien, und verwehrt dem Pastor, der auf Wunsch der Geschädigten bei den Verhandlungen zugegen sein und für sie sprechen soll, jede Teilnahme daran: „Dies sei nicht seines Amtes und er besitze dafür auch nicht die erforderliche Vorbildung.“ Sie treibt die Geschädigten zum Prozeß. Aber die einfachen Leute fürchten sich vor den Aufregungen, die damit für sie verbunden wären, und schließen einen mageren Vergleich. — Das erstaunlichste an all diesen Vorgängen ist vielleicht die Haltung des Landrats.

Aber die Bäume der Industrie wuchsen nicht in den Himmel. Große Arbeiterentlassungen fanden nach dem Übergang an Polen (1922) statt. Die Zahl der in der Industrie beschäftigten Kolonisten sank seit 1925 immer mehr. Viele Grubenarbeiter aus der Gemeinde verloren ihren Arbeitsplatz. Frauen und Mädchen der Gemeinde fanden keine Arbeit mehr. Die Fürstengrube wurde 1931 stillgelegt, wenig später auch die Heinrich-Freude-Grube. Die ganze oberschlesische Industrie geriet in eine schwere Krise, die jahrelang anhielt. Erst nach 1945 bauten die Polen das Industriegebiet wieder auf — vgl. Abschn. X.³³⁾

So ist die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie seit 1770 über manchen Tiefpunkt gegangen. Der Anfang stand unter schweren Sorgen und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Das Weberhandwerk blühte und erstarb. Die Landwirtschaft blieb immer mühsam und wenig ertragreich. Neue und zusätzliche Erwerbsquellen bot die aufblühende Industrie an, aber auch sie wurde stark rückläufig. Die Kolonie erkannte, daß der Landbau und seine Intensivierung der einzig ihr gebliebene Weg zum Überleben sei. Sie fing an, ihn zu gehen, als der Krieg und sein Ende ihr alle Zukunft raubte und die 175jährige Geschichte der Sprachinsel grausam abschloß.

³³⁾ Zum ganzen Abschn. vgl. „Sprachinsel“ S. 65–111, wo auch alle Quellenbelege angegeben sind. Vgl. auch „Schaffen und Schauen“, Ztschr. d. Verbd. d. Volksbüchereien Kattowitz, „Die wirtschaftliche Entwicklung d. Kolonie Anhalt-Gatsch“, von A. Wackwitz, 1934 Jahrg. 10, Heft 10.

Fürst Friedrich Erdmann von Anhalt-Coethen, der 1765 die freie Standesherrschaft Pless von dem letzten Grafen Promnitz, seinem Onkel, geerbt hatte, gehörte einer Nebenlinie des in Coethen regierenden Hauses an. Er und seine drei Söhne waren bis 1847 nacheinander Besitzer der Herrschaft. Sie haben zwar Pless zu einer kleinen Residenzstadt gemacht, aber im Gedächtnis der Bevölkerung wenig Spuren hinterlassen. Wäre nicht die Kolonie Anhalt gewesen, so hätte man sie — wenigstens in der oberschlesischen Bevölkerung — bald vergessen. Das Haus Anhalt-Coethen war reformiert. Als Friedrich Erdmann 1767 in Pless einzog, kamen auch viele Beamte und eine zahlreiche Dienerschaft reformierten Bekenntnisses mit ihm, so daß in der streng lutherischen Stadt eine kleine reformierte Gemeinde entstand. Sie wurde durch Schleyermacher auf seinen Garnisonreisen, und nachdem er seinen ständigen Wohnsitz 1779 in Anhalt genommen hatte, von dort aus regelmäßig von ihm und seinen Nachfolgern versorgt. Oft nahm auch die fürstliche Familie am Gottesdienst in Anhalt selbst teil; zwei Zimmer des Bethauses und eine kleine Empore im Betsaal waren immer für sie reserviert. Die reformierten Prediger Anhalts gingen am Plessener Hof aus und ein; Prinzen und Prinzessinnen übernahmen Patenstellen bei ihren Kindern, und zwischen dem Fürsten als Kirchenpatron und den Pastoren bestanden meist freundschaftliche Beziehungen, wenn es auch an sachlichen Meinungsverschiedenheiten nicht fehlte. Als Friedrich Erdmann 1797 in Pless starb und im Schloßpark beerdigt wurde, hielt ihm der Anhalter Pastor Richter die Leichenrede.³⁴⁾ Sie gibt seinen Lebensgang sehr ausführlich wieder und nennt ihn „einen Herrn, der sich als Mensch, Christ und Fürst gleich vorzüglich ausgezeichnet habe, einen wahren Vater seiner Untertanen und dieser Gemeinde (Anhalt) vorzüglichen Beschützer“. Gewiß ist das höfisch-unverbindlicher Stil, aber wenn man sein Porträt betrachtet, so scheint er wirklich ein sehr sympathischer, menschenfreundlicher Mann gewesen zu sein, wie er auch in Briefen und Berichten oft betont hat, daß er herzliches Mit-

³⁴⁾ Sie wurde gedruckt und befand sich 1930 in der großen Sammlung d. Stadtbibl. Bresl.

leid mit seinen reformierten Glaubensbrüdern in der Kolonie Anhalt empfinde.

Nach seinem Tode übernahm sein Sohn Ferdinand die Herrschaft Pless, der in zweiter Ehe eine Halbschwester Friedrich Wilhelms III. von Preußen heiratete, die Gräfin Julie Brandenburg. Treitschke nennt ihn einen „nährischen Menschen und Französling“, und eine handschriftliche Chronik im Plessner Archiv einen Verschwender und Wüstling. In den Feldzügen von 1806 und 1813 erwies er sich als unfähig und mußte den Abschied nehmen. Als 1818 sein Vetter, der regierende Herzog von Anhalt-Coethen starb, übernahm er die Nachfolge und führte einen schamlosen Schmuggelkrieg gegen Preußen.³⁵⁾ Aufsehen erregte es allenthalben, als er 1825 mit seiner Gattin zur katholischen Kirche übertrat. Er war ein eitler, überspannter Mensch, keine Zierde des deutschen Fürstenstandes. 1830 starb er.

In Pless regierte von 1818 ab sein Bruder Heinrich. Er versuchte, den verschuldeten Besitz wieder zu sanieren und übte größte Sparsamkeit, was man auch in Anhalt sehr merkte. Unter den Söhnen Friedrich Erdmanns war er der wertvollste, ein frommer Mann mit Neigung zum Pietismus der Brüdergemeinde. Auch von der Fürstin Auguste, einer Prinzessin Reuß, heißt es, daß sie gern den Armen half und sich viel Mühe gab, christliche Schriften und Bibeln zu verbreiten. Das fürstliche Paar kam oft nach Anhalt zum Gottesdienst und Fürst Heinrich kümmerte sich dabei auch um geringe Dinge. Wenn aber die Pastoren Wunster und Hachtmann um Aufbesserung ihrer schmalen Einkünfte baten, vertröstete er sie mit frommen Worten, so daß sie sich gezwungen sahen, nach nur vierjähriger Amtszeit Anhalt wieder zu verlassen.

1830 starb Ferdinand in Coethen und Heinrich trat die Regierung der Coethener Lande an. Der dritte der Brüder, Ludwig, übernahm Pless und führte in seinem Schloß Ludwigswunsch als „der lustige Prinz“ ein vergnügtes Leben, gab als Unverheirateter vielen Freunden Bälle und Gesellschaften, vernachlässigte die Güter, die er für sich und seine verschwenderische Hofhaltung aussog und starb 1841 als 58jähriger. Die erwähnte Chronik meint, sein Tod sei wahrscheinlich seiner Vergnügungssucht zuzuschreiben. — Besitzer der Herrschaft wurde

³⁵⁾ Von Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhdt.“ ausführlich geschildert.

war, in eine schwere Krise. Unerträgliche Steuerforderungen und polinochmals Fürst Heinrich. Er kam 1842 mit großem Hofstaat für zwei Wochen nach Pless; es waren festliche Tage für die Stadt. Von Coethen aus regierte er dann seinen Plesser Besitz sehr patriarchalisch und umständlich³⁶⁾ und starb als letzter der Coethener Linie 1847. Coethen fiel an Anhalt-Dessau.

Es ist kein durchweg erfreuliches Bild, das man von den Plesser Anhaltinern gewinnt, und obwohl ihr Erbe, der Neffe der drei Brüder, die Herrschaft mitten in der großen Typhus- und Hungerkatastrophe Oberschlesiens übernahm, gelang es ihm und seinen Nachfolgern doch, den Besitz wieder hochzubringen. Es war der Graf Hans Heinrich X. Hochberg, Sohn der Prinzessin Anna Emilie von Anhalt-Coethen. Mit großer Tatkraft ging er daran, die Not zu lindern und die wirtschaftlichen Verhältnisse zu bessern. Durch Bauten, z. B. die Anlage der Chaussee Pless—Kobier—Tichau, sorgte er für Arbeit; er richtete in Czarkow eine Waisenanstalt ein, die von einem der durch Wichern nach Oberschlesien entsandten Brüder vom Rauhen Hause geleitet wurde³⁷⁾, er stand in Briefwechsel mit Wichern, kannte ihn und Fliedner persönlich und half seiner Schwester, der Gräfin Charlotte Stolberg-Wernigerode, die Mädchenanstalt Altdorf bei Pless und zwei andere Waisenpflegestätten einzurichten. Er wurde 1850 in den Fürstenstand erhoben und war später Präsident des preußischen Herrenhauses. Nach seinem frühen Tod — er wurde nur 40 Jahre alt — folgte ihm sein Sohn Hans Heinrich XI., der spätere Herzog von Pless, der die Herrschaft zu hoher wirtschaftlicher Bedeutung brachte und von dem auch Polen und Sozialdemokraten noch lange nach seinem Tod lobend als von „dem alten Herzog“ sprachen. Er starb 1907, und sein Sohn Hans Heinrich XV. übernahm das Erbe. Er war der Freund des deutschen Kaisers Wilhelm II., und Pless sah in jenen Jahren viel gekrönte Häupter. Während des Krieges 1914/18 war das Große Hauptquartier lange Zeit im Gebäude der fürstlichen Generaldirektion. In polnischer Zeit geriet die Plesser Verwaltung, in der die persönliche Leitung durch den Besitzer allmählich auf die Generalbevollmächtigten und die Generaldirektoren übergegangen

³⁶⁾ Sogar Bagatellsachen, wie die Bewilligung eines einzelnen Stammes Bauholz für Anhalter Kolonisten, behielt er sich vor, und die Kammer hatte mit ihm darüber einen Schriftwechsel zu führen.

³⁷⁾ Vgl. A. Wackwitz, aus der Arbeit der Brüder v. Rauhen Hause in Oberschles. 1848, in Jahrb. f. schles. Kirchengesch. Bd. XX—1929, auch G. Rauterberg, Joh. Hinr. Wichern in Oberschles. Beiträge zur Gesch. d. Inn. Miss. 1948, und W. Mak, d. oberschles. Notjahre, Gymn. Progr. Gleiwitz 1926/27.

tische Eingriffe aller Art durch die polnischen Behörden führten zur Übernahme des Besitzes durch den polnischen Staat. Die Geschichte der freien Standesherrschaft Pless war zu Ende. Der letzte Graf Hochberg, Hans Heinrich XVII., zugleich der letzte Präsident des Deutschen Volksbundes in Polnisch-Oberschlesien, lebt jetzt in England.

Was die Anhaltiner an der Herrschaft Pless gesündigt haben, haben die Grafen Hochberg wieder gutgemacht — aber auch das ist nur noch Erinnerung.

* * *

Dreizehn Pastoren waren es, die die Gemeinde Anhalt von ihrer Gründung bis zu ihrer Zerstreuung pastoriert haben. Sie sollen hier der Reihe nach mit den wichtigsten Ereignissen ihrer Amtszeiten erwähnt werden.³⁸⁾

Schleyermacher, der nach dem Urteil des reformierten Kircheninspektors Wunster in Breslau „ein vorzügliches Werkzeug in der Hand Gottes“ bei der Gründung von Anhalt gewesen war, verlegte im Sommer 1779 seinen Wohnsitz von Breslau aus in das inzwischen erbaute große zweistöckige Bethaus, für dessen Bau er in den reformierten Gemeinden Preußens, der Schweiz und Hollands schon vom Sommer 1770 an Beihilfen erbeten hatte. Er bekam 2300 Taler zusammen; die größte Spende mit 900 Talern kam aus Zürich durch Lavaters eifrige Bemühungen. Die Plessener Kammer erbaute dafür ein sehr großes massives Gebäude, das den Betsaal, die Predigerwohnung, die Leinwandfaktorei, später auch Schule und Lehrerwohnungen enthielt. Schleyermacher wurde sowohl in Breslau wie in Pless immer wieder tätig, um den Kolonisten in ihren schweren Anfängen zu helfen. Er ersann immer neue Pläne und Aushilfen. Die Entsendung von drei Anhaltern direkt zum König geschah auf seine Veranlassung. Daß schon 1772 Schule und Lehrer vorhanden waren, ist sein Werk. Sobald er in Anhalt eingezogen war, legte er den Friedhof an, beschaffte eine Orgel, rodete das Land hinter dem Bethaus für einen

³⁸⁾ Hier die Namen und Amtszeiten: 1) Gottl. Schleyermacher 1779—1794; 2) Joh. Samuel Richter 1795—1815; 3) Karl Wunster 1816—1820; 4) Ferdinand Hachtmann 1825—1829; 5) Carl Friedr. Beer 1830—1859; 6) Heinr. Gideon Bernstein 1860—1861; 7) Joseph Weywara 1861—1884; 8) Carl Herm. Weiß 1885—1889; 9) Carl Sieber 1889—1905; 10) Kurt Breikopf 1905—1911; 11) Gust. Ad. Treutler 1911—1920; 12) Andreas Wackwitz 1921—1933; 13) Gustav Uibel 1933—1945.

Pfarrgarten, und sein elfjähriger Sohn Friedrich, der bis zu seinem vierzehnten Jahr zu Hause vorzugsweise von der Mutter unterrichtet wurde, half ihm dabei. Bevor das Bethaus gebaut war, predigte er den Anhaltern im Lendziner Gutshaus, und er predigte nach der Mode der Zeit durchaus im Sinne des Rationalismus, trocken und lehrhaft. Aber um 1778 erlebte er in der Brüdergemeinde Gnadenfrei eine Bekehrung zu der Jesusfrömmigkeit der Brüder und wurde ein warmer und beredter Verkündiger dieser Frömmigkeit bis zu seinem Tode. Er gab auch seine Kinder aus erster Ehe in die Brüdergemeinde zur Erziehung. Eine seiner Töchter aus zweiter Ehe wurde die Gattin von Ernst Moritz Arndt. Er war ein begeisterter Patriot und Verehrer Friedrichs des Großen. Des Sohnes spätere nationale Haltung geht gewiß auch auf den Einfluß seines Elternhauses zurück. Als er sich 1787 von der Brüdergemeinde löste, war der Vater tief betroffen und im Innersten verwundet, doch kam es nach wenigen Jahren zu einer Aussöhnung. Schleyermacher starb 67jährig 1794. Er wurde in Anhalt begraben und erhielt 1860 einen Grabstein mit Kreuz und einfacher Inschrift. Der Stein wurde 1945 bei der Verwüstung des Friedhofs umgestürzt.³⁹⁾

Schleyermachers Nachfolger Richter war nur noch Gemeindepfarrer für Anhalt und die reformierte Hofgemeinde in Pless, da die Verbindung des Stabsfeldpredigeramts mit der Pfarrstelle in Anhalt wieder gelöst wurde. Sie hatte von Schleyermacher eine außerordentliche Arbeitsleistung erfordert und ihre Lösung erlaubte dem lebhaften und tatkräftigen Nachfolger, der ein überzeugter Rationalist war und die Kirchen moralische Auditoria nannte, seine ganze Kraft für die Verbesserung der Verhältnisse der Gemeinde Anhalt einzusetzen. Er ließ eine Bronzeglocke gießen und sie in einem Holzturm aufhängen; er ließ eine Hebamme für die Kolonie ausbilden; er führte die Pockenimpfung in Anhalt und im weiteren Umkreise ein und impfte sich selbst, um ein Beispiel zu geben; er zäunte den Friedhof ein und baute dort ein Leichenhaus, um Tote, die an ansteckenden Krankheiten gestorben waren, aus den engen Wohnungen zu entfernen, sowie solche, „die einigen Zweifel in Ansehung des wirklichen Todes erregen

³⁹⁾ Zu Schleyermacher vgl. A. Wackwitz, J. G. A. Schl. in Jahrb. f. schles. Kirchengesch. 1964 S. 89 ff., ders. J. G. A. Schl. als Prediger, Jahrb. wie vor, 1968 S. 58 ff., ferner auch „Sprachinsel“ S. 112 ff. — Dilthey u. a. Biographen d. Sohnes stellen den Vater Gottlieb Schl. in ein sehr ungünstiges Licht. Der Aufsatz im Jahrb. f. schl. Kirchengeschichte 1964 kommt zu einer besseren Beurteilung, so auch F. W. Kantzenbach in seiner Biogr. Friedr. Schl.'s — Rowohlt 1967.

nierte nachher das Bethaus mit achtzig Lichtern — „sowas ist in Anhalt könnten, durch Aufbewahrung in diesem Hause vor dem Lebendigbegrabenwerden zu sichern“ — ein typisch aufklärerisches Unternehmen. Das hübsche stilvolle Häuschen diente bis zum Ende 1945 als Geräteschuppen. — Richters Plan, ein Kornmagazin anzulegen, das Getreide nach der Ernte billig einzukaufen, es aber im Frühjahr mit geringem Gewinn wieder abzusetzen, um den Überschuß für Lehrmittel und als Prämien für fleißigen Schulbesuch zu verwenden, fand jedoch keine Zustimmung bei der kirchlichen Behörde; es schien ihr zu riskant, kirchliche Gelder dafür zu investieren. Von größter Bedeutung für die Entwicklung der Gemeinde war es, daß Richter die treibende Kraft bei der Gründung der Tochterkolonie Gatsch wurde, vgl. Abschn. III. — Er entwickelte in mehreren Schriften eigene Gedanken zur oberschlesischen Schulpolitik und meinte, die Landbevölkerung sei durchaus intelligent, aber sie brauche Schulen in ihrer polnischen Muttersprache, um vorwärts zu kommen. Jedoch eilte er damit seiner Zeit weit voraus.⁴⁰⁾ Mit seinen Ansichten und Vorschlägen blieb er bei der Oppelner Regierung allein, und auch der Minister Altenstein lehnte sie ab.

In Anhalt betrieb er eine ausgedehnte Landwirtschaft und fuhr gelegentlich mit eigenem Gespann nach Breslau. Ende 1805 schrieb er über die herrschende Teuerung: „Hier in diesem wohlfeilen Winkel kostet das Korn vier Taler, die Butter zehn Silbergroschen, ein Paar Gänse einen Taler — was soll daraus werden? — wäre ich bloß auf baren Gehalt gesetzt, so müßte ich mit meiner aus dreizehn Mäulern bestehenden Familie — er rechnet das Gesinde dabei mit — jetzt nichts als Kartoffeln essen, deren ich gottlob dieses Jahr 245 Scheffel geerntet habe.“ Über die politische Lage heißt es in dem gleichen Brief: „Der Kaiser Napoleon wird uns alle vernichten wollen, um sich als Kaiser zu behaupten. Wehe dann der ganzen Menschheit!“ Nach 1807 trug die Gemeinde Anhalt ohne Murren und unter größten Entbehrungen die Kontributionssteuern, bis Juni d. J. hatte sie z. B. 700 Taler aufzubringen. Im Herbst 1812 stellte sogar die herrschaftliche Kasse zu Pless die Zahlungen ein, selbst sechs Taler konnten nicht mehr gezahlt werden. Als Napoleon endgültig geschlagen war, hielt Pastor Richter im August 1815 eine Abendandacht und illumi-

⁴⁰⁾ Vgl. Manfred Laubert, eine Denkschrift J. S. Richters über d. oberschl. Elementar-Schulwesen vom Jahre 1821, in Ztschr. Oberschlesien XV—1915/16 und die 1797 gedruckte Schrift Richters „über den oberschles. Landmann als Menschen, Christen und Bürger“, von Laubert und Ziekursch erwähnt.

noch nicht gesehen worden!“

Er wurde 1816 als Konsistorialrat in die neugebildete Regierung zu Oppeln berufen. 1828 war er als Visitator in Anhalt und empörte sich über die Predigt des jungen Pastors Hachtmann, der auf Verinnerlichung des Glaubens, auf Sündenerkenntnis und Buße drang und vom unfreien Willen und der freien Gnade Gottes sprach. Für einen alten Aufklärer wie Richter waren das Ketzereien; hier war er hinter der Zeit zurückgeblieben.

Sein Nachfolger Karl Wunster hing zwar auch noch der Aufklärung an, aber in gemilderter Form. Er war ein fleißiger Seelsorger, ein Freund der Kinder, der Tiere und der Blumen, ganz seiner Arbeit als Pastor hingegeben, dabei doch auch ein eifriger Forscher in Volkskunde und Geschichte. Als Anhalt von einer gefährlichen Ruhrepidemie heimgesucht wurde, ging er, ohne sich selbst zu schonen, von Krankenbett zu Krankenbett, brachte Medizinen und weinte mit den Eltern an den Sterbelagern der Kinder. Über die starke Belastung, die sein Amt besonders an kirchlichen Festen ihm auferlegte, schreibt er nach Ostern 1819 an seinen Vater in Breslau; sein Brief gibt einen guten Einblick in das kirchliche Leben der Gemeinde:

„Die Feiertage sind mir in der schrecklichsten Arbeit und den Meinen im größten Lärm vergangen . . . Am Karfreitag waren neben den mehreren hundert reformierten auch gegen 30 lutherische Kommunikanten . . . nachmittags bei der Annahme der Kinder (d. h. Konfirmation) und auch vormittags war die Kirche so voll, daß wir alle unsere Stühle hergeben mußten — viele blieben bei mir zu Mittag und außer den Meinigen hatte ich 16 Personen am Tisch. Wir haben an drei Tischen gegessen. Die Annahme von 13 Kindern war sehr feierlich und dauerte von 2 Uhr bis 5½ Uhr. Die Eltern von drei Mädchen — aus Pless, Nicolai und Berun — blieben bis abends bei uns. Sonntags (d. i. am ersten Ostertag) war die Kirche wieder gepfropft voll, so daß wir wieder alle Stühle geben mußten und 30 Wagen Fremde zählten. Die Kirche begann um 9½ Uhr und dauerte mit der Kommunion bis 1 Uhr. Denn außer der Kommunion der Erwachsenen, die 300 Personen außer 17 Lutherischen stark

war, hielt ich noch eine Anrede an die jungen Konfirmierten und gab ihnen besonders und feierlich das Abendmahl. Wir speisten wieder zu Mittag mit 16 Personen, und nach Tische hatte ich Vorbereitung (auf die Abendmahlsfeier des zweiten Ostertages), wo die Kirche gedrückt voll war, weil außer den Fremden nicht nur alle, welche früh das Abendmahl empfangen hatten, sondern auch die 170—200, welche am zweiten Feiertag es nehmen wollten, versammelt waren. Als ich gegen 4 Uhr aus der Kirche kam, war ich so matt und krank, daß ich daran zweifelte, am zweiten Feiertag predigen zu können. Ich stand indes früh gegen 3 Uhr auf, lernte meine Predigt, hatte 10 lutherische und wenigstens 150 reformierte Kommunikanten, und diesmal außer meiner Familie nur 14 Personen zu Tisch. Gott sei Dank, daß diese schwere Zeit vorbei ist.“

Am Urbanustag 1820 feierte die Kolonie ihr 50jähriges Bestehen. Es war ein großes Fest für die Gemeinde. Am Vorabend gab die fürstliche Hofkapelle ein Konzert; die Glocke läutete das Fest ein. Alle Geistlichen der Umgegend, auch die katholischen, waren eingeladen. Die Kirche war überfüllt. Fürst Heinrich stiftete die beiden schwarzen Tafeln mit den in Gold geschriebenen Namen seines Vaters und des Königs Friedrichs II. von Preußen, den beiden Gründern der Kolonie. Die Tafeln wurden im Betsaal angebracht und hingen später bis zur Vertreibung in der Vorhalle der Kirche. Nach dem Gottesdienst versammelte sich die Gemeinde vor dem Bethaus; die noch lebenden Auswanderer von 1770 sassen auf Ehrenplätzen. Der Fürst, die Fürstin und Prinz Ludwig verteilten Bibeln und Gesangbücher an die fleißigsten Schüler und darauf fand Tafel statt, für den Hof und die Ehrengäste in der Predigerwohnung, für die Auswanderer von 1770 in der Schule, für alle übrigen Gemeindeglieder an langen Tischen unter freiem Himmel. Fürst Heinrich hatte alles Nötige dafür gestiftet.

Einen besonderen Festtag erlebte die Predigerfamilie im Sommer 1819, als der preußische Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., auf einer Reise von Tarnowitz nach Pless in Anhalt die Pferde wechselte. Wunster empfing ihn mit der Schule und den Ältesten; die Schulkinder sagten Gedichte auf und überreichten Blumen. Die Reisenden wurden ins Pfarrhaus gebeten, und Wunster benutzte die Gelegenheit, seine jüngste Tochter zu taufen und den Prinzen zu bit-

ten, Patenstelle zu übernehmen. Der Prinz war gern dazu bereit und das Kind wurde nach ihm Friederike genannt. Als Wunster das Ereignis ins Kirchenbuch eintrug, unterließ er nicht zu bemerken, daß der Prinz vier Friedrichsd'or auf den Opferteller gelegt habe.

Als er dann schon von Anhalt weggegangen und Pastor in Woschke war, erschien 1825 sein Buch über Oberschlesien.⁴¹⁾ Es enthält die Gründungsgeschichte von Anhalt in Mischung von Wahrheit und Dichtung unter dem Titel „Urbanustag“, sodann die Sage vom Clemensberg bei Lendzin, auch eine Beschreibung der von Ruberg errichteten Zinkhütte: „Ein Spaziergang nach Wessolla“, sowie Sagen aus den Beskiden und eine Klostersage aus Auschwitz. Es enthält auch Stiche der Clemenskirche und der Beskiden, von Altdorf bei Pless aus gesehen. Eine große Liebe zu Oberschlesiens Landschaft und Bevölkerung wird darin sichtbar, und man möchte wünschen, daß eine Stelle sich fände, die einen Nachdruck dieses hübschen, gut geschriebenen und fabulierfreudigen Büchleins veranstaltete.

Fürst Heinrich als Patron wählte lange, ehe er einen ihm genehmen Nachfolger für Wunster fand. Erst nach fünfjähriger Vakanz, in der der Lehrer Lesepredigten hielt und Konsistorialrat Richter von Oppeln aus zu Abendmahlsfeiern, Konfirmationen und Schulprüfungen über 120 km anreiste — denn der Superintendent im nahen Pless war ja lutherisch! — wurde die Pfarrstelle mit dem jungen, begabten und eifrigen Ferdinand Hachtmann Mitte 1825 besetzt. Er war während seines Studiums in Berlin unter den bestimmenden Einfluß des pietistischen Kreises um den Baron Kottwitz gekommen und brachte von dort eine strenge, rigorose Haltung nach Anhalt mit. Die lange Vakanz hatte der Gemeinde nicht gut getan, und es war viel wieder in Ordnung zu bringen. So hatte z. B. durch die bis 1814 verbotenen, jetzt wieder aufgekommenen Sonntagsmärkte in der Umgegend — im nahen Jelen im Freistaat Krakau fand dreimal im Monat ein solcher Markt mit ausschweifenden Volksbelustigungen statt — und auch durch die immer häufiger werdenden Ablaßmärkte in den katholischen Dörfern die Sonntagsheiligung in Anhalt gelitten, auch die Gromaden, d. h. die Gemeinderats-Sitzungen, führten am Sonntag zu alkoholbedingten Unzuträglichkeiten im Wirtshaus, die vom Ortsgericht verhängten Strafgeelder wurden von seinen Mitgliedern gleich in Schnaps

⁴¹⁾ Vgl. Anm. 1.

umgesetzt; der Vogt und die Gerichtsleute besaßen nicht mehr genug Autorität, und andere Mißstände waren aufgekommen und wurden von Hachtmann abgestellt. Als er jedoch auch den Tanz bei Hochzeiten verbieten wollte, folgte ihm die Gemeinde nicht. Als es ihm gelungen war, den in Anhalt entstandenen zweiten Kretscham wieder abzuschaffen — er hatte den Besitzer veranlaßt, „um der sittlichen Wohlfahrt willen“ den Ausschank aufzugeben — fand die Plessische Kammer sich benachteiligt und versuchte, in Neu-Anhalt einen neuen Schnapsausschank aufzumachen. Sie fand auch einen Kolonisten, der dazu bereit war, aber die Neu-Anhalter und Pastor Hachtmann erhoben Einspruch, der Pastor durch ein persönliches Schreiben an den Fürsten Heinrich selbst. Aber dieser, so oft fromme Reden führende Fürst antwortete, es wäre gewiß kein zweiter Kretscham nötig, wenn die Anhalter Gemeinde „dasjenige Getränk, welches sie zu ihrem Bedarf, zur Stärkung ihres Körpers gebraucht, wirklich nur aus meinen Fabrikationsstätten entnimmt und sich nicht mit ausländischen oder fremden Getränken befaßt; würde darauf recht gehalten, so würden die Kretschams aufhören, Versammlungsorte der Liederlichkeit zu sein und ich würde auch meine rechtmäßige Revenue wieder vollständig erhalten“. Ein wunderlicher Brief! Weil die Anhalter auch andern als Tichauer Branntwein, d. h. den von der fürstlichen Verwaltung gebrannten tranken — denn der aus Österreich geschmuggelte war viel billiger als der Dominalfusel — deshalb war der zweite Kretscham für den Fürsten eben notwendig. Die Frage seiner Revenuen stand ihm höher als Überlegungen über Nutzen oder Schaden des Schnaps-genusses der Oberschlesier; ja er bringt es sogar fertig, den Schnaps als unentbehrlich für den Körper zu bezeichnen. Und ob er wirklich geglaubt hat, die Kretschams seien nur dann Ort der Liederlichkeit, wenn anderer als sein Schnaps dort getrunken wird?

Hachtmann war sehr schreibfreudig und Kompromissen abgeneigt, und wenn man alle Akten durchliest, die von seiner ordnenden und reglementierenden Tätigkeit berichten, so könnte man denken, in Anhalt sei es zu einem Tiefstand der Moral gekommen. Aber es liegen auch genug Zeugnisse dafür vor, daß dieser Eindruck falsch wäre. Es heißt in den Visitationsberichten von 1815 und 1818, daß die Gemeinde sich auf rühmliche Art durch Ordnung und gute Sitte auszeichne, daß ein frommer, patriarchalischer Sinn herrsche, daß Mäßig-

keit und Keuschheit in seltenem Grade zu beobachten seien. Die Wirtshäuser seien höchstens bis 9 Uhr abends besucht, und das sei für Oberschlesien einzig dastehend. Getanzt wurde meist nur bei Hochzeiten. An anderer Stelle heißt es: Anhalt zeichne sich durch strenge Sittlichkeit aus und sei ein Muster des Patriotismus und der Tugendliebe für die Nachbarschaft.

Wichtiger als alle diese Ordnungsbemühungen Hachtmanns war seine Fürsorge für die Kranken und die Kinder. Er stand in lebhafter Korrespondenz mit dem fürstlichen Leibarzt, Hofrat Wolter in Pless und erhielt durch ihn Medizin und ärztliche Informationen, auch bildete er sich durch das Studium medizinischer Standardwerke der Zeit zum Heilkundigen aus, der auch von der katholischen Bevölkerung oft um Hilfe gebeten wurde. — Die Kinder, die ihm alle, wo sie ihn auch trafen, entgegenliefen und ihm nach der Sitte des Dorfes die Hand küßten, hatte er besonders in sein Herz geschlossen. Alljährlich zu Weihnachten hielt er eine Kindereinbescherung mit Lichtern und Christbaum, und schon in der Adventszeit hielt er ihnen Andachtsstunden, sang mit ihnen und erzählte Geschichten. Die Sitte, einen Christbaum in den Häusern aufzustellen, kam in Anhalt erst nach 1900 allgemein in Übung, und auch Weihnachtsgeschenke waren bis dahin nicht üblich. Bei einer dieser Kinderbescherungen hatte Hachtmann soviel vorzubereiten, daß er beinahe seine eigene Hochzeit vergaß: Die Gäste und die Braut, ein Hoffräulein der Fürstin, warteten auf ihn in Pless am Vorabend in begreiflicher Unruhe; erst spät in der Nacht kam er im Hochzeitshaus an.

Sehr hoch muß man es ihm anrechnen, daß er auf tagelangen Diasporafahrten die vereinzelt reformierten Familien im Plessener Kreise aufsuchte. Auf der ersten dieser Fahrten, die 16 Tage dauerte, besuchte er 150 auswärtige Glieder der Gemeinde, darunter 72 Kinder. Der Unterricht dieser Kinder war ein großes Problem. Hachtmann suchte es zu lösen, indem er sie nach Möglichkeit in Anhalter Familien unterbrachte und den Pflegeeltern Zuschüsse aus der von seinem Vorgänger gegründeten Armenkasse gab; er nahm auch selbst mehrere solcher Kinder bei sich auf. Sie gingen nun in Anhalt zur Schule und waren der Gefahr, in ihren polnisch-katholischen Dörfern zu verwahrlosen, nicht mehr ausgesetzt. Man darf Hachtmann einen Vorläufer der viel späteren modernen Diasporapflege nennen.

Sein Nachfolger, Carl Friedrich Beer, war der erste lutherische Pastor in Anhalt. (Über die Einführung der Union soll im nächsten Abschnitt berichtet werden.) Beer war dreißig Jahre treu und gewissenhaft in Anhalt tätig, ein ruhiger, bescheidener Mann, ein gelehrter Botaniker und ein kritischer Erforscher der Geschichte der Kolonie, der zweite Pastor, der hier begraben wurde. Die Kolonie hatte sich nach dem Niedergang der Weberei auf die Landwirtschaft umzustellen. Beer leitete die wirtschaftlichen Energien seiner Gemeinde auf die Rodung bisher ungenutzten Brachlandes; er mahnte zu besserer Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens; er wies hin auf die Verdienstmöglichkeiten bei Bahnbau und Industrie. Er führte einen lebhaften Kampf gegen den Alkohol, denn auch die Anhalter hatten nun angefangen zu trinken, weil sie meinten, ihr wirtschaftlicher Untergang stehe bevor. Beer gründete einen Mäßigkeitsverein (vgl. oben), der 1845 schon 257 Mitglieder hatte. Besonders in Gatsch ging das Trinken stark zurück. So war Beer nach vielen Richtungen zum Wohle seiner Gemeinde tätig. Die große Bewährung kam für ihn mit den Hungerjahren 1846/47. Sie sind oft geschildert worden: Lange Schlechtwetterperioden, eine Faulseuche der Kartoffeln in mehreren aufeinanderfolgenden Jahren, dazu die Typhusepidemie. Anfang 1848 wurde das Unglück Oberschlesiens in ganz Deutschland bekannt und große Hilfsaktionen wurden eingeleitet. Pastor Beer wurde zum Bezirksvorsteher für Anhalt und das polnische Nachbardorf Smarowitz bestimmt. Lebensmittel und Kleidungsstücke wurden verteilt. Bei der Hilfeleistung arbeiteten katholische wie evangelische Geistliche Hand in Hand. Im März 1848 waren Fliedner und Wichern in Pless. Fliedner brachte drei Diakonissen für das Waisenhaus in Altdorf, das die Gräfin Charlotte Stolberg, die Schwester des Grafen Hans Heinrich X. von Hochberg gestiftet hatte. Wichern brachte acht Diakone, Brüder des Rauhen Hauses, deren Vorsteher Collmann mit Pastor Beer in lebhaften Briefwechsel trat.⁴²⁾ Sie richteten an mehreren Orten Pflegestätten für Typhuswaisen ein. Auch einige Anhalter Waisen wurden von den Brüdern aufgenommen. Wahrscheinlich ist Pastor Beer mit Fliedner im Schlosse Ludwigswunsch persönlich bekannt geworden. Im März 1848 gab es in Anhalt 17 Waisenkinder, unterstützt wurden 120 Personen, vor der Ernte 140. Im Jahr 1847 gab es 78 Todesfälle bei nur 57 Geburten, 1848 waren es 53 Todesfälle bei

⁴²⁾ Vgl. Anm. 37.

40 Geburten. In den beiden Katastrophenjahren starben an Typhus und Ruhr 37 Personen, und sehr viele an „Entkräftung“. Die Seelenzahl der Gemeinde betrug damals 1200—1300, von denen 400—500 außerhalb der Sprachinsel wohnten. — Beer starb 1859; er erreichte nur ein Alter von 58 Jahren. Er war schon von Natur schwächlich, und sein unermüdlicher, opfervoller Einsatz in der Katastrophenzeit hatte seine Kräfte wohl vorzeitig verbraucht. Er erlebte viel Dankbarkeit von seiner Gemeinde und auch öffentliche Anerkennung bei zweimaligen Begegnungen mit König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Auf seiner Grabplatte, die von den Steinplatten seiner Frau und mehrerer seiner Kinder umgeben ist, steht der Vers: „Treu war, der hier ruht, seinem Gott, seinem Nächsten, sich selber. Jetzt umfängt ihn der Arm dessen, der ewig getreu.“ Eine alte Linde, die wohl Schleyermacher schon gepflanzt hat, überschattet die Gräber.

Fast ein Jahr später zog der Licentiat der Theologie Heinrich Gideon Bernstein in Anhalt ein. Er war ein Mann der Wissenschaft. Eine kritisch-wissenschaftliche Untersuchung von ihm über die Vorgeschichte der Seibersdorfer wurde gedruckt.⁴³⁾ Die Anhalter waren ihm sehr zugetan und lobten seine vorzüglichen Predigten. Er ging aber nach einem Jahr schon als Diaconus nach Strehlen, da zwischen Konsistorium und fürstlicher Kammer ein Streit um das sog. Gnadenhalbjahr der Witwe seines Vorgängers ausgebrochen war und er solange nur kommissarischer Verwalter der Pfarrstelle war. Die Gemeinde nahm ihm das Versprechen ab, an der Feier des Urbanustages 1870 teilzunehmen; er konnte aber nicht kommen, weil sein Augenleiden sich fast bis zur Blindheit verschlimmert hatte. Er war damals erst 40 Jahre alt. Ein Zeichen seiner nur einjährigen Tätigkeit in Anhalt war das schöne Grabkreuz, das er Gottlieb Schleyermacher setzen ließ.

Den vom Fürsten nach Bernsteins Weggang berufenen Pastor Joseph Weywara lehnte die Gemeinde zunächst ab. Er stammte aus Böhmen, war katholischer Mönch und Priester gewesen und hatte sich nach langen inneren Kämpfen 1852 entschlossen, als fast 40jähriger nach Preußen zu flüchten und hier in der Maria-Magdalenen-Kirche zu Breslau öffentlich überzutreten. Bald danach erhielt er durch den General-Superintendenten Hahn in derselben Kirche die Ordination

⁴³⁾ Vgl. Anm. 6. Seine Diss. war betitelt: Quaestiones nonnullae Kohelethanae (Bemerkungen zum Predigerbuch).

zum evangelischen Pastor. Ein hartes Leben mit viel Anfeindungen, ja Einkerkerungen, lag hinter ihm. Die Anhalter erkannten aber bald seine große Amtstreue, Selbstlosigkeit und Friedensliebe, und als er nach 25jährigem Wirken 1884 starb, setzten sie ihm ein schönes marmornes Grabkreuz und schrieben darauf: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“⁴⁴⁾

In Weywaras Amtszeit beging die Kolonie am Urbanustag 1870 ihr hundertjähriges Jubiläum. Alle Gemeindeglieder trugen damals noch die alte Seibersdorfer Tracht, die sich sehr wesentlich von der der polnischen Bevölkerung, auch der der evangelischen Dörfer zwischen Pless und Teschen unterschied. Ein Enkel des Leutnants Georg von Woyrsch, der Regierungspräsident, der Landrat und der Plessische Generaldirektor als Vertreter des verhinderten Grafen Hochberg nahmen teil. Das ganze Dorf war mit Girlanden geschmückt. Die Festpredigt hielt ein Anhalter Kind, der Divisionspfarrer Robert Beer, ein Sohn des früheren Pastors Carl Beer, über Hebr. 10 v. 23, und mahnte die Gemeinde „treu hat der Herr stets an dir gehalten, halte du auch stets treulich an ihm“.⁴⁵⁾ Noch über 50 Jahre später erzählten alte Anhalter von „Pastersch Robert“ und von dieser Predigt.

Da Weywara neben seiner tschechischen Muttersprache auch den in Oberschlesien gesprochenen polnischen Dialekt, das sog. Slonzakische sprach, verfiel das Breslauer Konsistorium auf den merkwürdigen Gedanken, in Anhalt polnische Gottesdienste für die in der Nachbarschaft wohnenden Evangelischen einzurichten. Diese lebten in einem Umkreis bis zu 20 km von Anhalt entfernt oft ganz vereinzelt in polnisch-katholischen Dörfern und sprachen natürlich polnisch, weil niemand sonst sie in ihren Dörfern verstanden hätte. Sie besuchten aber seit jeher die deutschen Gottesdienste in Anhalt, verstanden, sprachen und sangen deutsch, und waren sogar zum Teil Anhalter Abstammung. Die Anhalter ließen es sich leise murrend gefallen, daß Weywara fünfzehnmal im Jahre vor wenig Zuhörern polnisch predigte. Ein Bedürfnis für diese polnischen Gottesdienste bestand überhaupt nicht, und da sich kein Nachfolger fand, der ausreichend polnisch konnte, hörten sie nach

⁴⁴⁾ Sein von ihm selbst verfaßter Lebenslauf in „Kirche und Heimat“, evgl. Gemeindeblatt f. Oberschles. 1932 Nr. 3 ff.

⁴⁵⁾ Die Predigt wurde bei C. H. Storch und Comp. in Breslau gedruckt und in der Gemeinde verteilt.

Weywaras Tode von selbst wieder auf. Auch das Konsistorium hatte inzwischen eingesehen, daß seine Anordnung verfehlt gewesen war, denn als der Superintendent Kölling in Pless, einer der Befürworter der polnischen Gottesdienste in Anhalt, 1885 bei der Einführung des Pastors Weiß einen polnischen Gottesdienst gehalten hatte, erklärte es: „Anhalt ist nicht eine utraquistische, sondern eine deutsche Gemeinde, und darf dieser stiftungsmäßige Charakter derselben nicht alteriert werden.“

Weiß war nur vier Jahre in Anhalt. Er war ein strenger Lutheraner und beseitigte die letzten Reste reformierter Gebräuche. Aber er führte die Christnacht und die Silvesterfeier ein, die bis dahin in der Gemeinde unbekannt waren.

Pastor Carl Sieber dagegen blieb 16 Jahre in seiner ersten Gemeinde und war ständig bemüht, nicht nur ihre äußeren Verhältnisse zu verbessern, sondern auch ihr gottesdienstliches Leben und den Unterricht der Kinder zu fördern. Er gründete zwei Dränagegenossenschaften und legte große Teile der Anhalter Ackerfläche trocken; er richtete die Spar- und Darlehenskasse ein und hob damit die wirtschaftliche Kraft der Gemeinde; er hielt Diasporagottesdienste in Alt- und Neuberun; er bereitete die Errichtung der Diaspora-Anstalt Martineum, die Gründung einer evangelischen Schule in Gatsch und den Bau der Kapelle in Neuberun vor, so daß diese drei Bauvorhaben unmittelbar nachdem er zum Superintendenten des Kirchenkreises Bolkenhayn berufen worden war (1905), begonnen werden konnten. Sein Nachfolger, Pastor Breitkopf, führte dann die Bauten mit Tatkraft und Geschick aus. — Sieber war, als der alte Wunsch der Gemeinde in Erfüllung ging und „eine richtige Kirche mit Turm“ von 1900—1902 erbaut wurde, einer der maßgebenden Männer bei diesem Unternehmen und jedenfalls der, in dessen Hand an Ort und Stelle alle Fäden zusammenliefen. Als 1927 die Gemeinde das 25jährige Jubiläum ihrer Kirche feierte, hielt er die Predigt über das an Hagar gerichtete Wort: „Wo kommst du her, und wo willst du hin?“ (1. Mos. 16 v. 8). Es dauerte nicht einmal mehr zwei Jahrzehnte, bis dieses Wort für die Gemeinde eine Aktualität gewann, die niemand in ihr sich hatte vorstellen können, als sie am Festtage ihrer Kirche so gefragt wurde.

Wir brechen hier unseren Bericht über die Reihe der Anhalter Pastoren ab. Die noch übrigen drei sollen im Zusammenhang der folgenden Abschnitte erwähnt werden. Aber ein paar kurze Bemerkungen über die Anhalter Lehrer sollen hier noch folgen. Immer haben die Anhalter mit Hochachtung von ihren Lehrern gesprochen und über viele Jahrzehnte hinweg sich an sie erinnert. Der erste Lehrer zog schon Ende 1771 in Anhalt ein. Schleyermacher war es zu verdanken, daß es so rasch dazu kam. Johann Christoph Pauli stammte aus dem Hessischen und neigte der Brüdergemeinde zu. Von seiner Schule heißt es schon nach einigen Jahren in einem Bericht der Plessner Kammer, sie sei vermutlich eine der besten auf dem Lande, wozu freilich gerade in Oberschlesien nicht viel gehörte. Pauli erhielt nach zunächst provisorischer Unterbringung eine der vier Reservestellen in Neu-Anhalt (vgl. S. 133), wo er bis zu seinem Tode 1804 wohnte und unterrichtete. Er begann mit 27 Kindern; es war nur ein Teil der für den Unterricht in Frage kommenden. Jahrelang mußte darüber geklagt werden, daß die Kinder, besonders im Sommer, zum Viehhüten gebraucht, statt in die Schule geschickt wurden. Aber in Anhalt sah es darin immer erheblich besser aus als in den polnischen Dörfern. Nach Paulis Tod wurden Schule und Lehrerwohnung in das Bethaus verlegt. Bis in Wunsters Zeit hinein war Michael Stefke, ein Kolonistensohn, Lehrer, aber die Gemeinde hatte mit ihm kein Glück; er bat selbst um seine Entlassung. Die Kinderzahl wuchs inzwischen bis auf 93 an und betrug 1839 schon 172. Man mußte der Schule weitere Räume im Bethaus zuteilen. — Lehrer Lorenz kam 1819 als 21jähriger nach Anhalt und die Schule gelangte unter ihm in den 30 Jahren seiner Tätigkeit zu großer Blüte; sie zog viele Kinder aus der weiteren Umgebung an. Später ließ die Schülerzahl wieder nach. Leider starb Lorenz unerwartet im Alter von 50 Jahren. Ein gußeisernes Kreuz auf seinem Grabe hielt das Gedenken an ihn in der Gemeinde wach. Sein Nachfolger wurde von 1849 bis 1879 Karl Heinrich, unter dem die Kinderzahl auf 120 bis 130 zurückging, nicht durch seine Schuld, sondern durch die Nachlässigkeit der Eltern. Er genoß große Verehrung in der Gemeinde, und seine Schüler setzten ihm ein schönes marmornes Grabkreuz. Reinhold Draesner, der dann von 1881 bis 1920 die Schule leitete, war ein energischer und strenger Mann, aber ein ausgezeichneter Pädagoge; man sprach in Anhalt-Gatsch mit dem größten Respekt von ihm. Die Kinderzahl stieg 1884 bis auf 201 an.

Eine zweite Lehrerstelle mußte eingerichtet werden, und von 1885 bis 1922 stand Fräulein Laura Hildebrand im Dienst an der Anhalter Jugend, auch sie eine tüchtige und in der Gemeinde hochgeschätzte Lehrerin. 1907, als 222 Kinder die Schule besuchten, wurde für die Gatscher Kinder eine eigene Schule errichtet und 1909 in Anhalt eine dritte Lehrerstelle eingerichtet. Dafür wurde eine besondere Schulklasse und Lehrerwohnung gebaut, da im Bethaus jetzt kein Platz mehr war. Es war 1902 nach dem Bau der Kirche umgebaut worden, und enthielt nun außer zwei großen Klassenzimmern geräumige Wohnungen für den Pastor, den Hauptlehrer und die zweite Lehrkraft.

Die weitere Entwicklung der Anhalter und Gatscher Schulen geschah im Zusammenhang der Minderheitenpolitik der polnischen Regierung und soll mit dieser geschildert werden.⁴⁶⁾

VI.

Vom kirchlichen Leben in der Gemeinde

Anhalt war seit seiner Gründung ein evangelischer Mittelpunkt in einem weiten Gebiet. Was an Evangelischen östlich von Pless und Tichau bis weit nördlich ins spätere Industriegebiet hinein auf dem Lande in großer Vereinzelung lebte und kirchlich kaum irgendwo Anschluß hatte, hielt sich nun nach Anhalt. Um 1800 erwähnen die Kirchenbücher Amtshandlungen an Evangelischen aus Bendzin in Südpreußen, Skarczyce in Südschlesien, Klimontow im Herzogtum Warschau. Alle Evangelischen um Myslowitz und Kattowitz, in Hohenlohehütte und Michalkowitz fanden in Anhalt den nächsten evangelischen Pastor. Selbst aus Beuthen, wo erst nach 1825 eine evangelische Gemeinde entstand, wandte man sich nach Anhalt. In Myslowitz, wo 1846 schon 43 evangelische Familien waren, hielten die Anhalter Geistlichen Filialgottesdienste; erst 1856 wird dort eine eigene evangelische Gemeinde gegründet. Die Grenzen der Parochie Anhalt wurden 1862 durch die zuständigen Behörden festgelegt. Außer der Stadt Altberun gehörten viele große polnisch-katholische Dörfer im

⁴⁶⁾ Zum ganzen Abschn. vgl. „Sprachinsel“ S. 112–201, dort auch alle Belege aus den Akten in Pless, den Kirchenbüchern und Akten in Anhalt, den Akten der Superintendentur Pless, dem Staatsarchiv Breslau u. a., soweit sie um 1930 vorhanden waren.

östlichen Teil des Kreises Pless dazu. In ihnen lebte schon vor 1770 eine Anzahl lutherischer Familien altoberschlesischer Abstammung, die wahrscheinlich von Pless her und aus den slonzakischen evangelischen Dörfern westlich Pless zugezogen waren. 1790 betrug die Seelenzahl der Gemeinde, die Reformierten in Pless und die Lutheraner der Umgegend mit eingerechnet, fast 640. Sie war 1860 auf rund 900 angewachsen und hielt sich von 1900 an auf rund 1200. Nach dem Übergang an Polen sank sie ab und betrug um 1930 noch 1050. Aber trotz fast gleichbleibender Seelenzahl von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab war der Geburtenüberschuß in Anhalt-Gatsch hoch. Er wurde von den evangelischen Gemeinden im Revier aufgenommen.

Anhalt war immer eine sehr kirchliche Gemeinde. Das gesamte Leben der Sprachinsel ist bis zuletzt ohne die Beziehung auf die Kirche und ohne den Einfluß und die Führung der Kirche gar nicht zu denken. Kirchliche Zucht und kirchliche Sitten waren tief eingewurzelt. Um ein vollständiges Bild aller dieser spezifischen Sitten und Gebräuche zu geben, fehlt hier der Raum. Doch soll als ein Beispiel für die konservative, am Hergebrachten hängende Art der Anhalter auf ihren Widerstand gegen die Einführung der Union näher eingegangen werden. Er zog sich über Jahrzehnte hin. Zwar hielt sich, wie schon erwähnt, eine kleine Anzahl Lutheraner zur Anhalter reformierten Gemeinde, doch paßten sie sich völlig den reformierten gottesdienstlichen Formen an. Als aber 1817 König Friedrich Wilhelm III. Lutheraner und Reformierte — zwar unter Beibehaltung ihres Bekenntnisstandes — zu gottesdienstlicher Gemeinschaft unter überall gleichen Formen und agendarischen Formeln zusammenzubringen suchte, fürchteten die Anhalter, daß sie als reformierte Minderheit in der übergroßen lutherischen Mehrheit zuerst die Formen und dann auch den Inhalt ihres reformierten Glaubenserbes verlieren würden. Die spätere Entwicklung zeigte, daß solche Befürchtungen nicht grundlos waren. Als nun nach dem Wunsche des Königs der Altartisch mit schwarzem Tuch, brennenden Kerzen und Kruzifix geschmückt werden sollte, erhoben sie Protest und schrieben nach Breslau, daß sie durch solche Gebräuche allzusehr an katholische Kultformen erinnert würden. Sie hätten aber in katholischer Umgebung so große Verfolgungen erlitten, daß sie sich unter keinen Umständen mehr an diese Zeiten

erinnern lassen wollten. Der reformierte Kircheninspektor Wunster, der Vater des Anhalter Pastors, der der Wortführer der Gemeinde war, sucht sie bei ihrer Königstreue zu fassen und sie zu überzeugen, daß durch solche äußeren Dinge das Bekenntnis doch nicht angetastet werde, aber die Anhalter bleiben bei ihren einfachen Gottesdiensten und ihrem Tisch mit dem weißen Tuch ohne Kerzen und Kruzifix. Sie wollen auch nicht, daß ihr Pastor an der neuen Kreissynode teilnehme und sich dem streng lutherischen Superintendenten unterstelle, sie wollen statt dessen wie bisher unter der reformierten Kircheninspektion in Breslau bleiben. Auch die wenigen anderen reformierten Gemeinden Schlesiens wurden mißtrauisch und verlangten die Gründung einer besonderen reformierten Synode in Schlesien. Die behördlichen Stellen warten nun ab und versuchen über die Einführung einer Agende die Sache der Union vorwärts zu bringen. Die Anhalter aber erklären, sie wollten keine Agende und keine Liturgie, sie brauchten auch keinen Wechselgesang zwischen Geistlichen und Chor, sie sängen die Choräle selbst, und das Hauptstück ihrer Erbauung sei ihnen die Predigt. Aber nachdem 1829 der letzte reformierte Geistliche, Pastor Hachtmann, Anhalt verlassen hatte, erklärte der Patron, er könne keinen reformierten Nachfolger finden, die Gemeinde solle mit einem unierten Pastor lutherischer Herkunft zufrieden sein. Sie lehnt empört ab, aber da nun auch der Lehrer sich weigert, weiterhin wie schon in der Vakanz von 1820 bis 1825 als Vakanzverwalter zu wirken, die Predigten zu lesen usw., so gibt die Gemeinde unwillig nach. Konsistorialrat Richter aus Oppeln hält 1829 den ersten Gottesdienst nach der neuen Agende. Auf Wunsch des Fürsten, der wahrscheinlich daran teilnahm, hatte der Lehrer mit den Schulkindern die liturgischen Gesänge eingeübt. Kruzifix und Kerzen standen auf dem Tisch. Die Anhalter ließen es sich gefallen und ließen die Gesänge stumm über sich ergehen. Einige Wochen danach erteilt der König in einer Kabinettsordre dem Fürsten ein besonderes Lob und schickt der Gemeinde als Zeichen seiner Anerkennung eine wertvolle goldene Denkmünze, mit Luther und Calvin auf der einen, einer aufgeschlagenen Bibel und dem Datum des 31. Oktober 1817 auf der andern Seite. Fünf Monate danach beruft der Fürst den neuen Pastor Carl Beer, der zwar Lutheraner war, aber aus Überzeugung der Union anhing. Die Gemeinde war froh, daß sie wieder einen Pastor hatte, sie übersah Kruzifix und Lichter und schwieg

still zur neuen Liturgie, die der Kinderchor absang. Als 1830 der reformierte Kircheninspektor starb, die Behörde die Stelle einzog und die reformierten Prediger in Schlesien den nächstgelegenen lutherischen Superintendenten unterstellte, erhob sich noch einmal starker Widerstand in Anhalt, aber einem vom Konsistorium entsandten Sonderkommissar gelang es, die Gemeinde durch gütliches Zureden zum Nachgeben zu bewegen.

Pastor Beer, ein ruhiger und friedliebender Mann, schonte die reformierte Tradition und Überzeugung der Anhalter. Er gebrauchte eine abgekürzte Form der Liturgie, ließ die Kommunikanten bei den Einsetzungsworten des Abendmahls nicht niederknien, und unterließ das Schlagen des Kreuzes über Brot und Wein und beim Segen. Die Kommunikanten erhielten Brot und Kelch selbst in die Hand, das Brot war in Streifen geschnittenes Weizenbrot, das bei der Austeilung gebrochen wurde, wie es bisher üblich gewesen war. Statt des Heidelberger Katechismus und des Heringschen „Unterrichts in der christlichen Lehre“, die in Anhalt benutzt wurden, verwendete Beer im Unterricht nur Bibel und Gesangbuch. Viel später wurde dann der lutherische Katechismus eingeführt, vermutlich von Pastor Weiß. Noch 1866 singt die Gemeinde die Liturgie nicht mit. Erst 1885 gelingt es dem Pastor Weiß, die lutherische Abendmahlsform, d. h. den Gebrauch der Hostie und der lutherischen Spendeformel einzuführen, und Hostie und Kelch selbst den Kommunikanten zum Munde darzureichen. Er schaffte auch ein Kreuz zum Vorantragen bei Beerdigungen an und brachte die Gemeinde dazu, die Liturgie mitzusingen. Er war sich nicht klar, welches Unrecht er ihr zufügte und glaubte ebenso wie der streng lutherische Superintendent D. Kölling in Pless, der hinter ihm stand, Gott einen Dienst zu tun. Daß die Gemeinde aus seiner Hand zum ersten Male das Abendmahl nach lutherischer Weise nahm, meldet er Kölling mit dem Zusatz: „Dem Herrn sei Dank für seine unaussprechliche Gnade!“

So dauerte es nahezu sieben Jahrzehnte, ehe die Union sich in Anhalt durchsetzte. Was die Gemeinde schon anfangs gefürchtet hatte, daß sie um ihren reformierten Bekenntnisstand gebracht werden würde, war eingetroffen. Die Anhalter haben aber trotzdem nie vergessen, daß sie reformierter Herkunft waren. So groß auch ihre Freude und ihr Stolz darüber waren, daß sie endlich in Erfüllung lange gehegter Wünsche 1902 zu einer „richtigen Kirche“ kamen, so war es den älte-

ren Leuten doch oft unbehaglich bei dem Gedanken, daß die Vorfahren nicht nur mit den veränderten gottesdienstlichen Formen, sondern auch mit dem feierlichen Altar in dieser Kirche und dem großen dreiteiligen Altarbild⁴⁷⁾ nicht einverstanden wären. Daher nahmen sie es dankbar an, daß Pastor Wackwitz wieder die reformierte Spendeformel beim Abendmahl gebrauchte und auch sonst auf einige lutherische Äußerlichkeiten verzichtete, und daß 1933 mit Pastor Uibel wieder ein Geistlicher reformierten Bekenntnisses in Anhalt einzog.

Auf den schon erwähnten D. Kölling ist der Bau des „Martineum“, eines Knabenwaisenhauses, zurückzuführen. Als er 1892 einen zum Tode verurteilten Gattenmörder in Ratibor zum Schaffott geleitete, bat ihn dieser flehentlich, er möge sich seines Sohnes erbarmen. Kölling plante schon lange, in seinem Kirchenkreis neben dem Mädchenwaisenhaus Altdorf, das in der Zeit der großen Hungerkatastrophe entstanden war (vgl. S. 138), auch ein Waisenhaus für Knaben einzurichten und sah in der Bitte des Verurteilten einen Fingerzeig Gottes. Er wählte Anhalt, weil die bewußt evangelische Gemeinde und die deutsche Sprachinsel der Anstalt einen starken Rückhalt zu geben versprochen. So wurde in einer gemieteten Stube 1893 schon ein kleiner Anfang mit vier Knaben gemacht, deren einer der Sohn des Mörders war. 1897 wurde ein Haus für 15 Waisenkinder fertiggestellt, Diakonissen aus Kraschnitz, später aus Grünberg, sorgten für sie. Immer mehr übernahm das Martineum auch eine spezifische Diasporaaufgabe: Evangelische Kinder — auch Mädchen — aus den polnisch-katholischen Dörfern der Umgegend fanden Aufnahme und konnten dadurch die deutsche, evangelische Schule in Anhalt besuchen. Nach dem Übergang an Polen trat diese Diasporaaufgabe immer mehr in den Vordergrund, so daß 1929 ein Erweiterungsbau aufgeführt werden mußte. Miechowitzer Schwestern betreuten von 1923 ab Waisenknaben aus dem Industrieviertel und Diasporajugend, im ganzen 45 Kinder. Leiter des Martineums war der jeweilige Anhalter Pastor, Träger der Anstalt die Kreissynode in Pless, später die Landessynode in Kattowitz. Die notwendigen Geldmittel wurden zum größten Teil durch Liebesgaben aufgebracht, durch Gustav-Adolf-Vereine, Kollekten u. a. In großer Dankbarkeit muß hier der Hüttenbeamte Ernst von Prittwitz

⁴⁷⁾ Es war von einem Sohn des „alten Herzogs“, dem als Künstler in Florenz lebenden Grafen Friedr. von Hochberg gemalt und der Kirche geschenkt worden, und stellte die Auferstehung Jesu mit den Aposteln Johannes und Paulus dar.

und Gaffron aus Rosdzin erwähnt werden, der in unermüdlicher Schreib- und Vortragsarbeit große Beträge an Spenden zusammenbrachte.⁴⁸⁾ Er sammelte im Laufe der Jahre viele Tausende. 1925 starb er fast 70jährig in Hermsdorf u. K., eine „Randfigur“ in der Geschichte der evangelischen Kirche in Oberschlesien, die nicht vergessen werden sollte.

Um 1890 entstand in Neuberun, drei Wegstunden von Anhalt entfernt, eine kleine evangelische Gemeinde von Zollbeamten, Grenzwächtern, Eisenbahnern, Postleuten. 1905 waren es schon 50 Familien mit 200 Seelen. Pastor Sieber hielt von 1897 ab monatlich evangelische Gottesdienste in der katholischen Schule, 1910 wurde eine kleine, sehr hübsche und massive Kapelle mit 160 Sitzplätzen, mit Turm und Glocke aus Spenden vieler Stellen und Beihilfen der Kirchenbehörde und des preußischen Staates erbaut. Aber dies Anhalter Filial bestand nur ein Jahrzehnt. Während der polnischen Aufstände nach 1920 und nach der neuen Grenzziehung 1922 löste sich die kleine Gemeinde durch Wegzug aller Beamten auf, und die Kapelle stand leer und unbenutzt, während die zahlreichen Katholiken in und um Neuberun ohne Kirche waren. Sie baten im Winter 1921/22 darum, die Kapelle kaufen zu können, und da unter den gegebenen Umständen nicht daran zu denken war, daß in Neuberun wieder eine evang. Gemeinde entstehen würde, statt dessen aber nur Schwierigkeiten mit den polnischen Amtsstellen zu erwarten waren, wurde die Kapelle mit Genehmigung und im Auftrage des Breslauer Konsistoriums für 200 000 Mark an den katholischen Kirchenvorstand von Neuberun verkauft. Der Kaufpreis fiel der Inflation zum Opfer.⁴⁹⁾

Für die Sprachinsel war bis zuletzt charakteristisch, daß andere als kirchliche Vereine im Leben des Dorfes keine Bedeutung gewinnen konnten. Eine Ausnahme war bis 1920 der Kriegerverein und allenfalls die freiwillige Feuerwehr. Gemeinschaftsbildende Kräfte waren nach 1920 nur die kirchlichen Vereine der Männer — 140 Mitglieder —, der Frauen — 100 Mitglieder —, der männlichen und der weiblichen Jugend — je 35 Mitglieder. Sie kamen im Saal des Marti-

⁴⁸⁾ Sein Lebensbild in Sächs. Gustav-Adolf-Bote 1936, auch in „Vermächtnis der Lebenden“ Bd. II, Oberschles. Heimatverlag, Augsburg 1962.

⁴⁹⁾ Unter den Spendern f. d. Kapellenbau war auch der Schles. Kapellenverein gewesen. Seine damalige Vorsitzende (oder Sekretärin) trug den Namen Pfortner von der Hölle.

neums oder im Kretscham zusammen, die Jugend auch im Jugendheim, das der Deutsche Kulturbund 1930 errichtete. Seit alter Zeit herrschte in der Gemeinde strenge reformierte Kirchengemeinschaft und feste kirchliche Sitte. Beim Gottesdienst saßen Männer und Frauen getrennt, auch die jungen Männer und jungen Mädchen. Die Frauen gingen zuerst aus der Kirche, die Männer zuerst zum Tisch des Herrn. Die Taufen fanden von Anfang an vor der versammelten Gemeinde statt. Bei Beerdigungen waren die Särge ganz einfach ausgestattet, schwarz bei Erwachsenen, weiß bei Kindern und Jugendlichen. Unverheiratete Tote wurden von Junggesellen getragen, und war die Tote ein junges Mädchen, so gingen neben den acht Trägern acht junge Mädchen in schwarzem Kleid mit grünen Myrthenkränzen auf dem Kopf, die sie der Toten ins Grab nachwarfen. — Die Zusammenkünfte der Vereine spielten sich nach der in der Zeit üblichen Weise ab; auch Sport wurde getrieben und gern gewandert, bis in die Hohe Tatra. Der Kirchenchor war eifrig tätig. Gottesdienste, Versammlungen, besondere Veranstaltungen waren dadurch gekennzeichnet, daß die Beteiligung der Gemeinde im Vergleich zu anderen Gemeinden ungewöhnlich hoch war. Als D. Kölling 1878 zu einem Missionsfest in Anhalt einlud, schrieb er in der Einladung: „Wir haben in Anhalt nichts zu bieten als eine volle Kirche und eine andächtig lauschende Gemeinde“, — und so ist es geblieben bis zuletzt.

VII.

Minderheitenschicksal

Die Seibersdorfer, die 1770 den Schutz des Königs von Preußen gesucht hatten, um die Freiheit ihres Glaubens und Lebens zurückzugewinnen, wußten sich zwar in Anhalt-Gatsch immer verschieden von der Bevölkerung, in deren Mitte sie wohnten, und auch diese Bevölkerung sah sie so an, aber sie lebten mit ihr in Frieden. Daß sie oft spöttisch die „Kozany“ genannt wurden, unter Anspielung auf die Doppeldeutigkeit des polnischen Wortes kozy für Seibersdorf und für Ziegen, galt wohl mehr den Nichtkatholiken als den Deutschen. Erst als mit dem Ausgang des Krieges 1914/18 die Säulen des preußischen Staates ins Wanken kamen, und auch in Oberschlesien polnisch-nationalistische Agitation sich ausbreitete und zu schweren Exzessen führte,

trat der deutsche Sprachinselcharakter der evangelischen Gemeinde sehr deutlich hervor. Die Anhalter verstanden sich stärker als bisher als eine geschlossene Gruppe, durch deutsche Sprache und evangelische Kirche geprägt und zusammengehalten; ihre durch die Agitation der polnischen Nationalisten und — man muß es leider sagen — durch viele, dem polnischen Nationalismus verfallene katholische Geistliche verwirrten und aufgetzten Nachbarn sahen in ihnen einen Fremdkörper, den man möglichst bald zu beseitigen habe.

Im ganzen südlichen Oberschlesien kam es im August 1919 zu dem ersten der drei polnischen Aufstände. Junge Polen roten sich zusammen, von irgendwoher erhalten sie Waffen; sie terrorisieren überall die Deutschen; die Männer werden mißhandelt, verschleppt, wochenlang festgehalten; Diebes- und Räuberbanden bilden sich. Die deutsche Bevölkerung soll so eingeschüchtert werden, daß sie freiwillig das Feld räumt. So löst sich die kleine Beamten-gemeinde Neuberun, das Filial von Anhalt, bis zur letzten Familie auf. Einige schwache militärische Kommandos, die die deutsche Regierung im Lande unterhielt, z. B. in Imielin, Birkental, Tichau u. a. waren machtlos. Der Führer des Imieliner Kommandos, Leutnant Zumbruch, wird aus dem Hinterhalt erschossen. Auch Anhalt und Gatsch werden von einem bewaffneten Trupp Aufständischer mit Schüssen, Mißhandlung und Verschleppung bedroht. Die Männer verbringen die Nacht auf freiem Feld. Gegen Ende August macht deutsches Militär dem Aufstand ein Ende. Aber das Land bleibt unruhig, und im November wird beim Überfall auf ein Gehöft in Anhalt die Frau des Besitzers erschossen und ein Dorfbewohner verwundet. Im Januar 1920 rücken die deutschen Truppen ab und der französische General Le Rond übernimmt die Kommandogewalt in Oberschlesien. Er führt kein unparteiisches Regiment und sieht über Gewalttaten der polnischen Seite hinweg. In Anhalt ereignen sich immer wieder Überfälle. Die Polen drohen mit Brandlegung. Korfanty, ihr Führer, ruft zum Streik auf.

In dieser Zeit der Unruhe und der nervösen Spannung begeht die Gemeinde die Feier ihres hundertfünfzigjährigen Bestehens, den Urbanustag 1920. Die Berichte darüber sprechen von einer gewaltigen und ergreifenden deutsch-evangelischen Kundgebung. Evangelische aus den Kreisen Pless, Kattowitz, Beuthen und Gleiwitz vereinen sich mit den Anhalt-Gatschern zu einer großen Festgemeinde, die die

Kirche nicht fassen konnte. Es war ein strahlend schöner Maientag. Pastor Treutler hielt die Festpredigt, Generalsuperintendent Nottebohm sprach herzliche Worte. Nach wenigen Monaten war er wieder in Anhalt, diesmal um eine Trostpredigt zu halten. Nachmittags erinnerte D. Voss, Kattowitz, daran, daß Anhalt die Muttergemeinde von Myslowitz und Rosdzin sei und viele Anhalter Familien in andern Städten des Reviers den Kern der Gemeinde bildeten: „Du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verleugnet.“

Im August desselben Jahres wurde die Gemeinde zum Märtyrer ihrer Standhaftigkeit. Die Drohungen, Anhalt müsse brennen, häuften sich. Als in Kattowitz in einen deutschen Demonstrationszug eine Bombe geworfen wird, erschlägt die wütende Menge einen polnischen Arzt, den sie der Tat für verdächtig hält. Korfanty gibt das Signal zum zweiten Aufstand. Anhalt muß brennen! Haufen von Bewaffneten umzingeln das Dorf; in Schützenketten gehen sie vor, dringen in die Häuser ein, plündern und rauben, demolieren das Mobiliar im Pfarrhaus. Bald brennt der ganze Nordteil von Alt-Anhalt. Vierzehn Kolonistenstellen, Wohnhäuser, Stallungen und volle Scheunen brennen in einer riesigen Feuer- und Rauchwolke bis zum Erdboden nieder. Die Besatzungsbehörden tun nichts zum Schutz der Gemeinde. Sie versprechen Hilfe, sie schicken Patrouillen, die sich bald zurückziehen, aber sie sind machtlos oder geben vor, es zu sein. Drei Tage nach dem Brand kommt Korfanty nach Anhalt. Pastor Treutler sagt ihm bittere Wahrheiten. Er nimmt den Lehrer Draesner, der sich versteckt gehalten hatte und für sein Leben fürchten mußte, in seinem Auto mit nach Beuthen. Einen Scheck über 32 000 Mark läßt er auf dem Tisch liegen. Mehr als hundert Deutsche verloren in diesem zweiten Aufstand ihr Leben, aus Anhalt zwei Männer. Im November werden alle Aufstandsteilnehmer amnestiert.

Pastor Treutler, auf den mehrfach geschossen wurde und der knapp dem Tode entgangen war, rief in Zusammenarbeit mit dem Landrat und dem Plessischen Generaldirektor zu einer Hilfsaktion für die Abgebrannten auf. Der Fürst Pless spendet sofort 100 000 Mark und baut eine massive Baracke zur vorläufigen Unterkunft der Abgebrannten; der Landrat weist Lebensmittel an. Aufrufe vom deutschen Plebiszitkommissar und vom schlesischen Generalsuperintendenten gehen

hinaus. Die Kattowitzer Aktiengesellschaft überweist 100 000 Mark; andere Industriegesellschaften spenden hohe Beträge. Aus Amerika kommen mehrere tausend Mark, die ein Sohn des Pastors Weywara in Manitoba gesammelt hat. Gustav-Adolf-Vereine im ganzen Reich, vaterländische Frauenvereine, Vereine heimattreuer Oberschlesier und viele andere wetteifern darin, Anhalt zu helfen. Es ist durch die Zeitungen nahezu weltbekannt geworden; fast täglich kommen Journalisten und Berichterstatter ins Dorf, Japaner und Chinesen, Spanier, Schweden, Amerikaner sind darunter. Der Brand Anhalts wird zum Nagel, an dem die Berichte über die Zustände in Oberschlesien unter den interalliierten Behörden und über den von ihnen nicht verhinderten Terror der Polen aufgehängt werden. Über eine Million Mark gingen an Spenden ein. Der Wiederaufbau erforderte weitere drei Millionen, die das Land Preussen zur Verfügung stellte.⁵⁰⁾ Zum Erntedankfest 1921 waren die Abgebrannten wieder in eigenen, massiven und mit Ziegeln gedeckten Wohnungen. Auch für Saatgut, Möbel, Kleidung und landwirtschaftliche Maschinen waren Beihilfen gegeben worden. Dem Kuratorium für die Verwaltung der Anhaltspende gehörten an der Landrat von Ruperti, der Generaldirektor Dr. Nasse, der Superintendent D. Voss, Kattowitz, der Anhalter Vogt Johann Mansel und Pastor Wackwitz. Pastor Treutler hatte auf dringenden Wunsch der Kirchenbehörde Ende Dezember 1920 Anhalt verlassen, um sich selbst und die Gemeinde nicht zu gefährden.

Die Unsicherheit im Lande wich nicht. In bitterem Humor bezeichnete der Volksmund die Banden, die die Bevölkerung ängstigten, als Kommissionen. Die Spitze gegen die Interalliierte Kommission ist deutlich. Banden, die die Passanten ihrer gesamten Bekleidung beraubten und die Nackten in der Winterkälte noch grausam verspotten, heißen Entkleidungskommissionen. Andere Kommissionen beschlagnahmen auf den Straßen Pferde und Wagen, sogar Automobile. Das zur Gemeinde Anhalt gehörende Gut Dzieckowitz wird von einer 50 Mann starken Bande überfallen und geplündert. Im Schloß Kopciowitz, ebenfalls zu Anhalt gehörig, werden alle Schränke ausgeraubt und alles Mobiliar zertrümmert. Der evangelische Religionsunterricht in den Außenorten muß eingestellt werden; kein Lehrer kann es wagen, allein über Land zu gehen. Die Polizei ist machtlos.

⁵⁰⁾ Um die Höhe der Spenden beurteilen zu können, darf man nicht vergessen, daß damals die Inflation schon begonnen hatte.

Im März 1921 stimmen die Oberschlesier darüber ab, ob ihr Land bei Deutschland verbleiben oder an Polen fallen soll. Mit 707 000 gegen 478 000 Stimmen ist die gestellte Frage eindeutig zugunsten Deutschlands entschieden. In Alt-Gatsch, wo nicht eine einzige Stimme für Polen abgegeben wurde, zündet man nachts das Haus des Gatscher Vogts an. Ein altes evangelisches Ehepaar in Urbanowitz wird schwer mißhandelt, weil es für Deutschland gestimmt hat; die Frau muß ins Lazarett gebracht werden. Die Anhalter, bei Pfarrvakanz ohne Führung und beunruhigt von dem Siegesgeschrei der Polen und ihren Drohungen gegen die Deutschen, werden von Panik ergriffen, lassen ihr Vieh im Stall stehen und flüchten am Karfreitag nach Kattowitz. Nur die alten Leute bleiben zurück. In einer Kattowitzer Schule erhalten die Flüchtlinge Notquartiere. Ostern kehren sie wieder zurück. Ein Vikar aus Kattowitz kommt mit italienischer Bedeckung nach Anhalt, um ihnen die Osterpredigt zu halten. Ende April übernimmt dann Vikar Wackwitz die Pfarrstellenverwaltung; er wird im Dezember 1921 als Pastor durch D. Voss eingeführt.

Anfang Mai 1921 beginnt der dritte Aufstand. Korfanty, der die Abstimmungsniederlage umfälschen will, schickt seine polnischen Freischaren weit in Richtung Oppeln vor, um möglichst viel von Oberschlesien in polnische bewaffnete Hand zu bringen. Am Annaberg bereiten ihnen deutsche Freikorps unter dem einarmigen General Höfer eine entscheidende Niederlage. Der Aufstand bricht zusammen, aber die Alliierten beschließen die Teilung Oberschlesiens. Sein südöstlicher Teil, die Kreise Rybnik und Pless sowie mehr als die Hälfte des Industriereviere mit fast sämtlichen Zinkhütten wird Polen zugesprochen. Im Januar 1922 kommt D. Nottebohm aus Breslau, um den an Polen fallenden evangelischen Gemeinden Abschiedsgottesdienste zu halten. Er spricht in Anhalt über das Wort: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde.“ — Eine größere Anzahl Eisenbahner verläßt mit ihren Familien im Juni die Gemeinde; sie singt ihnen in einem Gottesdienst mit Abendmahlsfeier zum Abschied: „Zieht in Frieden eure Pfade, mit euch des großen Gottes Gnade.“ Ende Juni 1922 zieht polnisches Militär mit Fahnen und klingendem Spiel in den Städten des zu Polen geschlagenen Gebiets ein. Anhalt gehört fortan zu Polen.

Um die staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Folgen der Zertrennung

Oberschlesiens zu mildern, vor allem aber um den Minderheiten — der zahlenmäßig geringen polnischen in Deutsch-Oberschlesien und der sehr zahlreichen deutschen in Polnisch-Oberschlesien — ihr kulturelles Leben zu garantieren, war von den beiden Staaten ein besonderes Statut angenommen worden, das sog. Genfer Abkommen, das fünfzehn Jahre, bis Juni 1937, Geltung haben sollte. Seine Bestimmungen zum Schutz der Minderheiten gingen über die in den allgemeinen Minderheitenschutzverträgen von 1918 vorgesehenen ein großes Stück hinaus, wenn nur die polnischen Behörden sie loyal eingehalten hätten. In der Sprachinsel Anhalt-Gatsch spielte sich der Kampf um die Rechte der Minderheit vor allem auf dem Gebiet der Schule ab. Die Abdrängung deutscher Kinder von den Minderheitsschulen wurde von der polnischen Schulbehörde immer wieder mit allerlei ausgeklügelten verwaltungsmäßigen Schachzügen und unehrlichen Tricks versucht. Der Deutsche Volksbund in Kattowitz als die rechtmäßige Vertretung der deutschen Minderheit und sein Geschäftsführer Dr. Otto Ulitz lagen in ständigem Kampf mit der Schulabteilung der Wojewodschaft. Auch in Anhalt und Gatsch waren deutsche Minderheitsschulen eingerichtet worden. Sie kamen aber zu keiner ruhigen, stetigen Entwicklung. Eingriffe der Behörde, Mangel an deutschen Lehrern, häufiger Lehrerwechsel waren die Ursache. Die Minderheitsschule in Gatsch wurde 1929 aufgelöst, da die Zahl der deutschen Kinder unter 40 abgesunken war. Dies war durch Druck auf die im polnischen Staatsdienst stehenden evangelischen Eisenbahner in Gatsch erreicht worden. Der letzte deutsche Lehrer in Gatsch war Leopold Koch. Da auch in Anhalt die Minderheitsschule vielen Störungen unterlag, die von den polnischen Amtsstellen verursacht wurden, entschloß sich der Deutsche Volksbund auf Antrag der Gemeinde, eine deutsche Privatschule für Anhalt und Gatsch einzurichten, was nach dem Genfer Abkommen möglich war. Die Konzession dazu wurde nach Überwindung vieler Schwierigkeiten 1929 erteilt und die Schule am 1. Februar 1930 eröffnet. Schulleiter wurde Rudolf Harlos, ein aus den josephinischen Kolonien Galiziens stammender vorzüglicher Lehrer, der sich auch um die Obstbaumkultur und die Bienenzucht in Anhalt verdient gemacht hat. Die Schülerzahl in drei Klassen betrug 1931 schon 160, sie stieg weiter an, nachdem der Volksbund eine moderne, vierklassige Schule erbaut hatte, die 1932 feierlich eingeweiht wurde und den Namen Schleyermacher-

Schule erhielt. Dies alles mußte in langen, schwierigen Verhandlungen den polnischen Behörden abgerungen werden. Als ein Beispiel dafür, wie die polnischen Schulräte sogar um einzelne deutsche Kinder kämpften, sei hier der Fall der sechsjährigen Anna Berger aus Urbanowitz erwähnt. Der Vater des Kindes war als Eisenbahner tödlich verunglückt, die Witwe bekam staatliche Pension. So wurde sie unter Druck gesetzt und von ihr verlangt, das Kind in die polnische Schule in Urbanowitz zu schicken. Sie gab es aber nach Anhalt ins Martineum und beantragte die Aufnahme in die deutsche, evangelische Schule. Der Antrag wurde abgelehnt. Die Beschwerde gegen diesen Bescheid wurde vom Deutschen Volksbund durch alle Instanzen bis zum Völkerbundsrat in Genf vorgetragen. Der Vertreter Japans berichtete dort in französischer Sprache über das inzwischen sieben Jahre gewordene Kind aus dem fernen oberschlesischen Dorf. Umfangreiche Schriftsätze waren den Ratsmitgliedern darüber zugegangen. Der polnische Außenminister, Graf Zaleski, erklärte, daß seine Regierung Anna Berger zur deutschen Schule zulassen werde, und der Rat zeigte sich befriedigt. Die große Aktion wegen eines einzigen deutschen Kindes war beendet.

In dieser Zeit wird die deutsche evangelische Gemeinde Anhalt-Gatsch immer mehr zu einem Kristallisationspunkt für die Deutschen der Umgegend bis weit in das Revier hinein. Viele deutsche Vereine, und nicht nur konfessionell-kirchliche, suchen Anhalt auf, um sich hier unter Deutschen frei zu bewegen. Besonders die Jugend fühlt sich zu Anhalt hingezogen. Alljährlich finden Tagungen, Lager, Freizeiten, Wettkämpfe statt, und das vom Deutschen Kulturbund erbaute Jugendheim mit seinen 30 Schlafplätzen, Küche und Wohnräumen wird von deutschen Jugendgruppen aller Richtungen stark benutzt. 1930 finden darin über 900 Übernachtungen statt. Um 1930 sammelte sich auch die deutsche Jugend Oberschlesiens zu großen deutschen Jugendtagen in Anhalt. Im Festzug mit dem Maibaum gingen Hunderte von Jugendlichen. Besonders beliebt waren auch die alljährlichen Sommerfeste des Anhalter Männervereins, die von den evangelischen Männervereinen aus Myslowitz, Kattowitz, Laurahütte u. a. besucht wurden. Zum Gottesdienst war die Kirche überfüllt, ein langer Zug mit Fahnen, Kapellen, Anhalter Trachtengruppen zog auf eine Waldwiese zu Volks- und Kinderbelustigungen aller Art, zu Tanz und

Verlosung, und abends beendete eine Andacht in der Kirche den festlichen Tag. Für solche und ähnliche kirchliche oder allgemeindeutsche Feste war die Sprachinsel Anhalt-Gatsch ein guter Hintergrund. Sie brachten ihr manche notwendige Ermunterung und Stärkung, wie sie auch zum Zusammenhalt der Minderheit in der ganzen Nachbarschaft beitrugen.

Bald nach dem Übergang an Polen zeigte sich auf polnischer Seite das Bestreben, die Geschlossenheit der Gemeinde nach und nach dadurch zu sprengen, daß man Wirtschaften, deren Eigentümer abgewandert oder die in der Hand von Erbgemeinschaften waren, aufzukaufen suchte. Polnische Organisationen stellten hierfür mehr als genug Kapital zur Verfügung. Es gelang aber, diese Käufe zu verhindern und die Wirtschaften mit Hilfe von Hypotheken, die der Deutsche Landbund hergab, der deutschen Hand zu erhalten. Auch Baudarlehen zum Bau von Einzelhäusern konnten vermittelt werden, und nachdem der Plan, ein wertloses Auenstück der Gemeinde als Bauplatz für mehrere Wohnhäuser zu benutzen, von den polnischen Behörden abgelehnt worden war, gab die Kirchengemeinde aus ihrem Grundbesitz Bauplätze an Gemeindeglieder ab. Diese Bemühungen zur Besitzbefestigung und für den Wohnungsbau stärkten ebenfalls den Selbstbehauptungswillen der Gemeinde.

In einer stürmischen Nacht Anfang April 1932 legte ein früherer Aufständischer aus einem Nachbardorf Feuer an Neu-Anhalt. Fünf Wirtschaften mit allen Gebäuden, dazu zwei weitere Wohnhäuser wurden vernichtet. Vor Gericht sagte der Täter, der sehr milde bestraft wurde, „diese verdammten deutschen Ketzer verdienten nichts anderes“. Das Pfarramt rief sofort zu Spenden auf und die Kattowitzer Zeitung veröffentlichte Sammellisten. Die Plessische Verwaltung half durch große Preisnachlässe für Holz und Ziegel. Aus allen Kreisen des oberschlesischen Deutschtums, von evangelischen Gemeinden des In- und Auslandes kamen über 12 000 Zloty zusammen und der Wiederaufbau, der noch viel persönliche Opfer der Abgebrannten erforderte, war noch vor dem Winter beendet.

Als im Herbst 1939 das deutsche Militär von Süden her sich Anhalt näherte, kam es in der Umgebung zu einzelnen, aus der Gefechtslage verständlichen Mißgriffen. So wurden z. B. auch einige deutschgesinnte

polnisch sprechende Männer fälschlich beschuldigt, Heckenschützen und Saboteure zu sein und erschossen. Pastor Uibel ging in Anhalt den deutschen Truppen entgegen und klärte sie über den deutschen Charakter von Anhalt-Gatsch auf. Das Militär schien erstaunt, auf die geschlossenen deutschen Ortschaften der Sprachinsel zu stoßen und zeigte sich freundlich und korrekt. Die Anhalter waren nach fast zwanzigjähriger polnischer Herrschaft froh, wieder unter deutscher Verwaltung zu leben, aber sie fingen auch bald an, sich über manches zu wundern. Sie nahmen die Tatsache, daß sie nun wieder zum Deutschen Reich gehörten, mit einer leichten, nicht offen ausgesprochenen Zurückhaltung auf. Dies Deutsche Reich mit seinem Hakenkreuz und seinen neuheidnischen Propheten und Aposteln war nicht das alte kaiserliche Reich, das in ihrer Erinnerung verankert und lebendig war, und je lauter mancher junge Anhalter vom neuen „Dritten Reich“ redete und manche der jungen Generation sich auch der kirchlichen Tradition der Gemeinde zu entziehen suchten, um so kritischer fingen die Alten an zu denken. Sie redeten nicht offen darüber, aber die Freude der „Heimkehr ins Reich“ war ihnen ein wenig gestört, und bedächtig, wie sie immer waren, hielten sie sich zurück und warteten ab. Sie brauchten nicht lange zu warten, um zu merken, wohin die Fahrt ging.⁵¹⁾

VIII.

Volkskundliches

Der Rahmen eines Aufsatzes in diesem Jahrbuch würde gesprengt, wenn alles, was in der Monographie der Sprachinsel⁵²⁾ zur Volkskunde von Anhalt-Gatsch notiert ist, auch nur in starker Verkürzung und Zusammendrängung berichtet würde.⁵³⁾ Ein summarischer Überblick soll immerhin versucht werden. Die Gemeinde war tatsächlich durch ihre Tracht, ihre Mundart, durch Volkslied und Volkstanz, durch Sage, Sitte und Brauchtum in Schlesien etwas Singuläres, eine Sondererscheinung. Es gab noch mehr Gemeinden, von denen

⁵¹⁾ Das letzte nach persönl. Eindrücken d. Verf. 1940 in Anhalt.

⁵²⁾ Vgl. Anm. 5.

⁵³⁾ Vgl. „Sprachinsel“ S. 252–290.

dies gesagt werden konnte, z. B. von dem (katholischen) Dorf Schönwald bei Gleiwitz, aber jede hatte ihren eigenen volkskundlichen Charakter und Stil. Daß Anhalt in seinen volkskundlichen Ausdrucksformen und Überlieferungen eng mit den Dörfern des Beskidenvorlandes, besonders mit Wilmesau, zusammengehörte, hatte man in Anhalt selbst und erst recht im preußischen Schlesien vergessen. Auch war schon lange, ehe die Volkskunde den Rang einer Wissenschaft erreichte, Mundart, Tracht, Volkstanz usw. in Anhalt nur noch in geringen Resten vorhanden. Es bedurfte mühevoller Arbeit, großen Einfühlungsvermögens und warmer Liebe zur Sache, um ein Bild der völkischen Eigenart der Anhalt-Gatscher zu gewinnen, wie es etwa von 1770 bis 1850 sich darbot, wie es seitdem langsam verblaßte, anderen Einflüssen wich, aber an vielen Stellen noch durchschimmerte.

Es muß zu Wunsters Zeiten eine sehr hohe Trachtenkultur in Anhalt geherrscht haben. Er gibt in seinem mehrfach zitierten Buch über Oberschlesien 1825 die erste Beschreibung der Tracht der Männer, der Frauen, der Mädchen. Es läßt sich beobachten, daß auch die Volkstracht ihre Formen nicht starr festhält, sondern einer Mode nachgibt, freilich einer mit sehr langen Zeiträumen rechnenden Mode. Die Männertracht, besonders der sog. blaue „Kitschkarock“ hielt sich bis 1870 oder wenig länger; zugleich mit seinen letzten Trägern verschwanden auch die letzten Kitschkaröcke unter dem grünen Rasen des Friedhofs. In der Tracht der Frauen muß anfangs ein Zusammenhang bestanden haben mit derjenigen der Slonzaken um Pless und Teschen. Diese geht auf die reichverzierte Rock-Mieder-Tracht des 16. Jahrhunderts zurück. Später wurde die Frauentracht in Anhalt viel einfacher, war aber immer noch durch Sonderung in Frauen und Mädchen und durch bestimmte Anlässe wie Taufen, Trauungen, Beerdigungen variabel genug. Als 1870 die Hundertjahrfeier der Sprachinsel stattfand, trugen alle Anhalter noch die Tracht; 1920, beim 150jährigen Jubiläum, hatten viele Frauen und Mädchen sie dem Fest zu Ehren angelegt, soweit sie in den Truhen noch aufbewahrt wurde. Sie trugen sich schon seit 1900 nach der Art der polnischen Bevölkerung oder hatten sich „städtisch umgekleidet“. In den zwanziger Jahren erwachte eine neue Freude an der Tracht der jungen Mädchen und Frauen, und Volksfeste und Jugendtage bekamen dadurch lebhaftere und interessante Akzente.

Die eigene Mundart der Anhalter, die derjenigen von Wilmesau fast gleich war,⁵⁴⁾ ist schon seit langem verschwunden. Leider haben Pastoren wie Richter, Hachtmann, Weiß und die Lehrer sich viel Mühe gegeben, sie der Gemeinde abzugewöhnen. Sie muß auch wirklich schwer verständlich gewesen sein. So empfahl schon Schleyermacher, den drei Anhaltern, die 1771 zum König geschickt wurden, einen Dolmetscher mitzugeben, und der temperamentvolle Richter empört sich, daß besonders die alten Frauen weder ihn noch einen anderen guten Deutschen verstünden und wiederum er auch sie nicht verstünde; die Kinder zu unterrichten, sei ihm eine Marter; sie verstünden nur ihren Galimathias. Hachtmann mahnte von der Kanzel, endlich richtig zu sprechen, und als dann auch die Schule dem „Anhalter Platt“ den Kampf ansagte, fing man an, sich der Mundart zu schämen. Um 1900 gab es aber noch manches Haus, in dem die Erwachsenen platt sprachen, und während des ersten Weltkrieges starben die letzten Männer, die gern auch öffentlich in der Mundart miteinander redeten. Leider setzte auch hier die Forschung zu spät ein, und es ist nicht gelungen, die Mundart auf Tonband für den Deutschen Sprachatlas der Universität Marburg festzuhalten.⁵⁵⁾

Die Seibersdorfer nahmen viele Volkslieder der Bielitzer Sprachinsel aus ihrer Heimat im Beskidenvorland nach Preußen mit hinüber. Sie haben sie in der Spinnstube, am Webstuhl, beim Federnschleifen, an der Wiege, bei Hochzeiten und beim Tanz gesungen. Aber die Melodien waren um 1900 zersungen, die Texte verworren. Die Rolle des Liedes übernahmen für die Winterabende und Hochzeiten schon um 1850 das geistliche Volkslied und der Choral. Durch die Schule kamen viel neue Lieder in die Häuser, auch einige Bergmannslieder wurden in der Gemeinde heimisch, und die sog. Singebewegung übte nach 1920 starken Einfluß auf die Jugend. In den kirchlichen Vereinen wurde viel gesungen, und auch der Kirchenchor sang gern alte und neue Volkslieder.

An Volkstänzen waren in Anhalt der Trojok, der Schustertanz, das Pferdejagen und die Besenpolka bekannt. Der Trojok war ein Dreitanz für einen Burschen und zwei Mädcl. Der Bursche drehte sich mit

⁵⁴⁾ Vgl. Anm. 8.

⁵⁵⁾ Die in „Sprachinsel“ S. 262–267 wiedergegebenen Wort- und Versproben, die 1931 aufgezeichnet wurden, dürften als die letzten Reste der Anhalter Mundart gelten.

ausgebreiteten Armen um sich selbst, die Mädchen tanzten darunter hindurch. Der Schustertanz begann damit, daß der Bursche vor dem Mädchen kniete und einen hämmernden Schuster nachahmte; bei der Besenpolka tanzte ein Bursche mit einem langen Besen durch eine Doppelreihe von Burschen und Mädchen, in einem bestimmten Augenblick warf er den Besen fort und alle griffen sich ein Mädels, wer als letzter ohne Mädels blieb, mußte den Besen nehmen und der Tanz begann von neuem. Ähnlich ging es beim Pferdejagen zu. Nach 1870 drangen dann Walzer, Rheinländer u. a. in die Sprachinsel ein; sie wurden von den vom Militär zurückkommenden Reservisten mitgebracht. Die alten Tänze verfielen der Mißachtung, aber noch um 1930 wurden der Schustertanz und die Besenpolka von manchen alten Männern, besonders aus Gatsch, getanzt, die der Jugend zeigen wollten, wie lustig man auch früher schon gewesen wäre. Durch die Jugendbewegung kamen in den zwanziger Jahren von Bielitz her der Tücheltanz, der Bischof, die Hühnerscharre und andere Volkstänze nach Anhalt — man muß vielleicht sagen: sie kamen nach Anhalt zurück — und fanden viel Beifall auf dem grünen Rasen der Festwiese. Besonders der Tücheltanz, der dem Trojok ähnlich ist, wurde gern getanzt, und wenn die Mädchen dazu die Tracht trugen, so war es ein sehr hübsches Bild.

Auch das ganze Sagengut der Bielitzer Sprachinsel ging 1770 mit nach Anhalt.⁵⁶⁾ Wie für die ganze Bielitzer Sprachinsel ist auch für Anhalt charakteristisch, daß Sagen vom Wilden Jäger, von Zwergen, Kobolden und Waldgeistern ganz fehlen. Die Sagen der Anhalter handeln vom Wassermann (das Nöckmotiv), von der windischen Braut, von Luftgeistern, vom Alp, von der Roggenmuhme u. a. Aus der neuen Umwelt in Oberschlesien wurden Sagen vom Berggeist aufgenommen. Auch der Tod und schwere Schuld gegen Gott spielten in den Sagen ihre Rolle. Aber alle diese Sagen müssen in Anhalt schon frühzeitig ihre Bedeutung verloren haben. Der Wassermann wurde zu einem Kinderspiel, und man pflegte zu sagen: „Früher hat man immer erzählt, daß . . . , aber das ist bloß so ein Gerede gewesen.“

Der Gatscher Vogt Theodor Hoinkis, der um 1865 geboren war, hat als 66jähriger ausführliche Kindheitserinnerungen über Sitte und

⁵⁶⁾ A. Karasek hat über 50 solcher „Sagen“ aufgezeichnet, in „Sagen der Beskidendeutschen“ Plauen 1930, und in „Schaffen und Schauen“ Ztschr. d. Verbd. deutsch. Volksbüchereien, Kattowitz 1929.

Brauchtum der Sprachinsel aufgeschrieben.⁵⁷⁾ Sie beziehen sich auf die Zeit zwischen 1860 und 1890 und geben einen wertvollen und interessanten Einblick in das Alltagsleben der Anhalt-Gatscher. Nachstehend sei ein kurzer Abschnitt daraus mitgeteilt.

„War der Junge 18 Jahr, vielleicht mehr oder weniger, so hat er sich ein Mädchel zugelegt, d. h. in Gedanken. Gelang es ihm dann, sich irgendwie bemerkbar zu machen, wenn er ihr begegnete, oder bei einer Hochzeitstanzmusik, oder auf dem Ablaß in Lendzin, wo er ihr Pfefferkuchen kaufte, so merkte sie, daß er sie gern hat. Hat sie das Geschenk angenommen, so war zu hoffen, daß auch sie ihn möchte; es war aber noch nichts Sicheres. Bei anderen Gelegenheiten, wo sie zusammenkamen, wurde die Sache schon fester gemacht. Wenn die andern Mädchels oder Jungens sahen, daß sich einer um eine hat, so bekam es das ganze Dorf zu hören und sie galten schon als zusammengesprochen. — Der Zustand des Besuchens durch den Jungen dauerte bis zur Verheiratung, und das war frühestens nach der Militärzeit. Zu diesen Besuchen haben die Eltern beider nichts gesagt, wenn es ihnen recht war, und war es ihnen nicht recht und erhoben sie dann Einspruch, so hat das gewöhnlich nichts genützt. Der Besuch bei dem Mädchen geschah nun Sonntag abends; der Bursche stand stundenlang unter dem Fenster und beobachtete alle, die im Hause waren, denn an den Fenstern waren nirgends Vorhänge oder Gardinen. Ging das Mädchen nun um irgend eine Sache hinaus, da lief der Bursche zur Tür, um ein paar Worte zu sprechen. War das Mädchen etwas länger als gewöhnlich draußen geblieben, so wurde sie gleich gefragt: wo warst du solange? Es ist vorgekommen, daß manchmal die Mutter hinausging und der Bursche hat sich versehen, lief hin und hat die Mutter umarmt. Da hat er sich sehr geschämt, es war aber nichts weiter dabei. Hatte man dann die Absicht zu heiraten, so nahm der Bursche sich einen Freund mit, kaufte ein oder zwei Liter Schnaps, etwas besseren, und dann gingen sie Sonntag abends hinein ins Haus. Sie wurden freudig empfangen. Es wurde getrunken, auch gegessen, dabei wurde von dem Burschen an die Eltern des Mädchens die Frage gerichtet, ob sie ihm die Tochter

⁵⁷⁾ In „Sprachinsel“ S. 273 ff. abgedruckt.

geben möchten. Das war ja gewöhnlich immer der Fall. Dann wurde auch gefragt, wann die Hochzeit stattfinden soll und die Zeit wurde gleich, oder wenn es einer Überlegung bedurfte, am nächsten Sonntag festgesetzt. Dieses „auf-die-Heirat-gehen“ der Burschen dauerte oft ziemlich lange Zeit, es sind mir Fälle bis zu sieben Jahren bekannt.

Vieles von Sitte und Brauch aus der Jugend dieses Erzählers war um 1930 in Resten noch erkennbar.

IX.

Zerstreuung

In der zweiten Januarhälfte 1945 wurden die Deutschen vor den herannahenden russischen Truppen aus Oberschlesien evakuiert. Die große Masse, besonders aus den Städten und aus dem Revier, flüchtete mit der Eisenbahn, viele gingen mit kleinen Handwagen zunächst zu Fuß, die ländliche Bevölkerung ging mit eigenen Gefährten auf den Treck. Es war ein harter Winter und die Entbehrungen und Strapazen waren schwer. Viele starben unterwegs, vor allem Alte und Kinder.

Die Anhalter verließen bei 20 Grad Kälte in einem Treck von etwa zwanzig Wagen ihre Heimat. Sie kamen bis Pless. Hier nahm ihnen das deutsche Militär die Pferde weg. Sie erreichten dann mit der Eisenbahn Orte in der Tschechoslowakei. Einzelne hatten schon unterwegs sich auf eigene Faust ihren Weg gesucht. Etwa 100 Personen fanden Platz in einem Verwundetentransport. Bis zum Kriegsende blieben sie in Böhmen, dann gingen etwa 25 Personen nach Anhalt und Gatsch zurück. Einige von ihnen sind verschollen, die andern wurden 1946 ausgetrieben. Trotzdem sind etwa ein Dutzend Sprachinselfamilien weder auf den Treck mitgegangen noch später ausgetrieben worden.⁵⁸⁾ Sie waren zweisprachig und hatten wahrscheinlich besondere Fürsprache. So blieben in Lawek und Swinow je eine, in Biasowitz zwei, in beiden Gatsch fünf, in Anhalt zwei deutsche Familien

⁵⁸⁾ Ob auch die Gatscher in einem geschlossenen Treck abzogen, ist dem Verfasser nicht bekannt geworden.

und vermutlich noch einzelne andere in den umliegenden Dörfern zurück. Sie bildeten später den Anfang einer neuen, kleinen evangelischen Gemeinde.

So einheitlich und diszipliniert der Zug der Einwanderer von 1770 gewesen war, so geschah ihr Auszug nach 175 Jahren in Zersplitterung und ohne entschlossene Führung. Pastor Uibel, der am 18. Januar mit dem letzten nach Breslau abgehenden Zuge seine Frau und vier kleine Kinder, das jüngste sieben Monate alt, weggeschickt hatte, riet zu rechtzeitiger Evakuierung, aber verblendete Parteifunktionäre widersetzten sich dem Abzug. So nahm er sich am 22. Januar die Kinder des Martineums, fand eine Autokolonne und gelangte mit ihnen zunächst bis Jägerndorf. Am 23. Januar erfolgte dann viel zu spät der Auszug mit dem Treck der zwanzig Wagen, der so rasch sein Ende fand. Wenn die Anhalter 1770 voller Hoffnungen auf ihren Treck gingen, so zogen sie 1945 in tiefer Niedergeschlagenheit und in grausamer Kälte einem unbekanntem Ziel und Schicksal entgegen. Nachdem sie die Pferde hatten hergeben müssen, war es schwer, zusammenzubleiben, und manche suchten sich ein eigenes Weiterkommen auf Eisenbahn oder Lastwagen. Eine Gruppe von 20 bis 30 Personen fand in Bülzig und Zörnigal unweit von Wittenberg a. d. Elbe ein Unterkommen. Auch andere, noch kleinere Gruppen, sind in der Zone heute noch zusammen. Sie hatten den Vorteil, beieinander zu sein und sich gegenseitig beistehen zu können, aber sie hatten auch alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Beschränkungen des Lebens in der kommunistischen Zone mit zu ertragen. Pastor Uibel, der in die Gegend von Magdeburg verschlagen worden war und dort 1947 eine Pfarrstelle gefunden hatte, wo er 1950 im Alter von 48 Jahren nach langer, qualvoller Krankheit, die ihre Ursache in den Strapazen und Aufregungen der Flucht hatte, starb, versuchte wenigstens die in der Zone Verbliebenen wieder in einer größeren Gemeinschaft zu sammeln, und sie in Felgentreu, einem Gut bei Luckenwalde südlich Berlin, das in Siedlerparzellen aufgeteilt wurde, anzusiedeln. Nur zwei Familien gewannen den Mut, als Landwirte dort neu anzufangen, die andern suchten im Handwerk oder in Fabrikarbeit sich eine neue Existenz zu schaffen. Nur wenigen gelang es, Anstellungen bei Behörden oder als Beamte zu finden. Aber die Mehrzahl der Anhalt-Gatscher hatte auf ihrer Flucht die Elbe überschritten und in den Westzonen eine Bleibe

gefunden, viele von ihnen bei Verwandten. Sie richteten sich rasch ein, arbeiteten fleißig und kamen mit den Jahren über ihre Verluste hinweg. Sie nahmen teil am Wirtschaftsaufschwung der Bundesrepublik, gewannen sich die Achtung ihrer Arbeitgeber und erreichten nach und nach mit ihren Kindern einen Lebensstandard, den sie in der alten Heimat kaum jemals hätten erreichen können. Manche sind nach Amerika ausgewandert. Aus der nachwachsenden Generation haben manche Hochschulbildung erworben, andere haben Beamtenstellungen in der Industrie oder der Staatsverwaltung erlangt, und wieder andere sind als Kaufleute und Unternehmer zu Wohlstand gelangt. In alle Winde zerstreut, und doch keiner vom Winde verweht! Das alte Anhalt-Gatsch hat seinen Kindern einen Fundus an Fleiß, Durchhaltekraft und Treue mitgegeben, der ihnen half, die Vergangenheit zu bewältigen und der Zukunft sich getrost zuzuwenden. Eine 50jährige Anhalterin schrieb dem Verfasser, daß der Pastor an ihrem Wohnort in der Zone einen schweren Stand habe: „aber wir halten zu ihm, wie wir es aus Anhalt gewöhnt sind; mein Mann ist Kirchenältester; ich hab auch die Frau Pastor vertreten im Kindergottesdienst, als sie in Urlaub waren. Da braucht man nicht gelernt zu sein, da braucht man nur aus Anhalt zu kommen“.

X.

Das Bild der Gegenwart

Von den in der Zone lebenden Anhaltern sind in den letzten Jahren einige in Anhalt-Gatsch gewesen. Sie haben übereinstimmend berichtet, daß die Gegend kaum wiederzuerkennen sei und das Anhalt-Gatsch ihrer Erinnerung nicht mehr existiere. Die Polen haben in den vergangenen 25 Jahren in dem bisher vorwiegend durch die Landwirtschaft bestimmten Gebiet südlich Mysłowitz neue große Kohlengruben errichtet. Mit vielen Tausenden von Arbeitern ist ein Ballungsgebiet von Menschen und Industrieanlagen entstanden. Dörfer wurden zu Städten. Ein ausgedehntes Verkehrsnetz verbindet alle Orte zwischen Mysłowitz und Pless, Neuberun und Tichau miteinander und sorgt für den An- und Abtransport der Arbeiterscharen. Tichau ist eine Stadt von 70 000 Einwohnern geworden. In der neuen Stadt Lędzin, in

die Anhalt und Smarsowitz eingemeindet sind, wohnen 25 000 Menschen. Auch Imielin ist Stadt geworden, und Gatsch ist eingemeindet. Eine neue Grube zwischen Smarsowitz und Gurkau beschäftigt an 10 000 Mann. Anstelle der früheren Fürstengrube nördlich Anhalt ist eine neue moderne Anlage für mehrere tausend Arbeiter entstanden. Zwischen Anhalt und Gatsch, wie zwischen Anhalt und Smarsowitz sind sehr viel Wohnhäuser gebaut worden, teils von den Grubenverwaltungen, teils aber auch von Arbeitern und Angestellten selbst. Bevorzugt wird das Ein- und Zweifamilienhaus, doch soll das Baumaterial sehr knapp sein und auch die Ausführung des Baues soll keinen Vergleich mit den im Westen üblichen Wohnhäusern aushalten. Die alten Häuser in dem 1920 nicht abgebrannten Südteil von Alt-Anhalt sind abgerissen und durch Neubauten für Grubenarbeiter ersetzt. Die Häuser in Neu-Anhalt sind Ruinen. Dicht südwestlich von Alt-Anhalt soll ein öffentlicher Park entstehen. Landwirtschaftliche Betriebe, deren es in Anhalt nur noch zwei geben soll, haben wegen der starken Bebauung und wegen der durch den Kohleabbau hervorgerufenen Austrocknung keine Zukunft mehr. In Neu-Gatsch sind einige Umsiedler aus Galizien noch als Landwirte tätig.

Nach dem Auszug der Gemeinde 1945 gab es durch Kriegshandlungen und mehr noch durch Haß-Ausbrüche viel sinnlose Zerstörung. So wurden schon 1945 die Denkmäler auf dem Friedhof umgestürzt, auch das Sandsteinkreuz auf dem Grabe Schleyermachers vom Sockel abgebrochen. Merkwürdigerweise ließ man das große Gedenkkreuz für die Gefallenen von 1914/18 stehen, vielleicht war es zu fest verankert. Auch das von Pastor Richter 1797 erbaute Leichenhaus blieb erhalten und soll jetzt sogar unter Denkmalschutz stehen. Das Bethaus hielt mit seinen dicken Mauern Zerstörungsversuchen stand, aber sämtliche Akten und Bücher, darunter historisch wertvolle Dokumente, wurden hinausgeworfen und müssen als verloren und vernichtet gelten. Nur die Kirchenbücher mit den Eintragungen bis 1874 waren schon vor dem Ende des Krieges an das evangelische Kirchenbucharchiv in Breslau abgegeben worden. Im Bethaus wohnen jetzt der katholische Pfarrer und sein Kaplan und einige polnische Familien. Aus dem Jugendheim sind Wohnungen geworden.

Die Kirche wurde schon bald von den Katholiken in Besitz genommen. Aber sie hatten keine Freude daran, weil so erhebliche Berg-

schäden durch leichtsinnigen, forcierten Grubenabbau entstanden, daß sie baupolizeilich geschlossen werden mußte. Die katholische Gemeinde baute sich auf dem Berg dicht östlich Anhalt eine Barackenkirche und stattete sie mit der Orgel und dem Gestühl der evangelischen Kirche aus. Auch nach Lenzin kam ein Teil der Anhalter Kirchenbänke in eine Barackenkirche. Die schöne, 1902 erbaute Kirche von Anhalt-Gatsch verfiel durch die Bergschäden immer mehr, sie wurde 1968 abgebrochen und der Platz, auf dem sie stand, eingeebnet. Der katholische Bischof von Kattowitz verlangte Schadenersatz. Es sollen auch 400 000 Zloty gezahlt worden sein und zwar nach einigem Hin und Her an die evangelische Gemeinde Anhalt zu Händen des Warschauer evangelischen Konsistoriums.

Die kleine evangelische Gemeinde, die in Anhalt noch besteht oder wieder sich gesammelt hat, wird auf 150 Seelen geschätzt. Sie werden von einem Pfarrer aus dem Revier betreut, der alle zwei Wochen Gottesdienste hält, natürlich in polnischer Sprache. Sie finden in der kleinen Schule statt, die 1909 für die dritte Schulklasse errichtet wurde. Die Gottesdienste sollen gut besucht sein, bis zu 50 Personen. Die Gemeinde setzt sich aus den etwa 10 bis 12 zurückgebliebenen Familien Anhalter Abstammung zusammen, aus einigen Familien, die aus den evangelischen Slonzakendörfern um Pless und Teschen zugezogen sind und aus polnisch-evangelischen Zuwanderern. Im Vorraum dieser Behelfskirche stehen zwei Bochumer Stahlglocken, die 1923 für die abgegebenen Bronzeglocken neu beschafft wurden, die dritte steht im Hause eines alten Anhalter Gemeindegliedes. Man hofft, die Glocken wieder verwenden zu können, da der Plan besteht, im alten Pfarrgarten eine evangelische Notkirche zu bauen. In der Behelfskirche wird auch das dreiteilige Altarbild und das Bild des Leutnants von Woysch aufbewahrt, das der Urenkel, ein General von Woysch, 1902 zur Kircheneinweihung der Gemeinde schenkte und das seitdem in der Kirche hing.

Der Gebrauch der deutschen Sprache war jahrelang verboten, doch darf seit etwa 1960 wieder öffentlich deutsch geredet werden. Die älteren Leute sprechen es noch, aber die Jugend hat es vergessen. Neuerdings wird in den Schulen auch fakultativer Deutschunterricht erteilt. Der Pastor hält den Konfirmandenunterricht in polnischer

Sprache, und er gibt sich große Mühe, die in weiter Streuung wohnenden Kinder mit seinem Auto zusammenzuholen.

Es ist ein sehr bescheidenes Dasein, das diese kleine evangelische Gemeinde führt. Aber sie scheint sich nicht aufgeben zu wollen. Sie heißt jetzt wieder Holdunow, wie vor zweihundert Jahren: „Halt an!“ Man möchte ihr wünschen, daß etwas von dem alten „Anhalt“ in ihr lebendig bleibt.

Andreas Wackwitz